Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 36 Leipzig, den 8. September 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Dein Wille geschehe: 2 — Ich bin das Leben. Das Christentum auf der Anklagebank — Das Evangelium Jesu Christi und die Moralphilosophie der Gegenwart: 1 und 2 — Die Kaiserreise nach Jerusalem — Zwei Gutachten über unsre kirchliche Unterweisung: 2. Schnedermann — Siebenbürgisches. Zweite Hälfte — Verschiedenes: Reisebriefe aus Palästina; Feste und Versammlungen — Anzeigen:

Dein Wille geschehe!

2

Wie der Wille Gottes durch uns geschehen soll und kann, das wissen wir nun.

Aber es geschieht doch noch Vieles draußen, das Gottes Wille ist, der Regen, der voriges Jahr unser Korn auswachsen ließ, die Wasserflut, die über die Dämme brach und viel sauren Fleiß zu schanden machte, Raupenfraß, Nachtfrost, dürre Zeit. Was hilft da unser Wollen! Was können wir dazu thun? Gottes Wille muß ergehen.

Falsch! Gottes Wille ist nicht Regen und Raupenfraß, auch Wasserflut, Frost und dürre Zeit nicht. An dich allein geht Gottes Wille: daß du dich wahrst und wehrst!

Gottes Wille ist nicht der Regen. Was sollte Gott daran liegen, aus fruchtbarem Acker Sumpfland zu machen! Das wäre kindisch! Wohl aber ist es Gottes Wille, deine Arbeit, dein Nachdenken, deine Ueberlegung herauszurufen, deine That. Oder hat Gott aufgefressene Bäume lieb? So wenig als du selbst! Aber deine Klugheit im Kampf gegen das Ungeziefer, dein Pläneschmieden, dein Vorsehen, Vorarbeiten, Gerüstetsein, alles das, das hat Gott lieb. Und der Bauersmann versteht es im Grunde besser, als er es weiß. Kein Bauersmann bleibt ruhig, wenn die Wasserfluten an die Dämme pochen, Alles regt sich, um zu wehren oder zu retten, und so überall. Siehst du, das eben ist Gottes Wille. Oder meinst du, daß er dein Feind ist?

Sage, wenn der Tischler dem Lehrling Holz und Hobel giebt, ist dann Holz und Hobel sein Wille? Nicht doch, sondern daß der Lehrling daran arbeitet! Und Gott ist der große Lehrmeister. Er will geschickte, vielgewandte, kraftvolle Menschen. Das alles, was du Gottes Schickung nennst, ist nur wie Holz und Hobel, du sollst dran arbeiten. Und Gott schaut gespannt darauf, wie du es machen wirst.

Oder wenn der Lehrer die Schüler fragt, ist dann die Frage sein Wille? Ich meine: die Antwort. Und alles Ereignis und alles Geschehen ist Frage Gottes: er will deine Antwort.

Bei dir zu Hause ist Krankheit. Und du sprichst: Gottes Wille geschehe! Sieh du nur zu, daß er durch dich geschieht! Deine Pflege, deine Sorgfalt, deine Unverzagtheit, deine Energie, deine Tapferkeit, dich nicht ermüden, nicht erbittern, nicht reizen zu lassen — Kranke sind so wunderlich —, alles das will Gott. Und daß du lernst, deiner Seele die nötige Offenheit gegen Leiden sonst um dich her zu geben.

Aber der Tod kam, und der Tod ist doch ein Letztes, ein Ende, ein unerbittlicher Gotteswille! Falsch, ganz falsch. Was er für den Gestorbnen ist, für den befreiten Geist, das überlaß du nur ihm. Aber für dich ist er Holz und Hobel, für dich ist er Frage des Lehrers; für dich ist er Wahl am Kreuzweg. Für dich ist er ein Schütteln der Seele: laß sehen, ob sie auseinanderfällt in „Verzweiflung und andre große Schande und Laster," oder ob du dich zusammenfassest, daß alle Schrecken deine Seele nur wacher, stählerner, tapferer, gewaltiger machen. Diese Thatantwort will Gott. Das ist sein Wille.

Ein guter und gnädiger Wille! Denke einmal — aber es ist gar nicht auszudenken. Dennoch denke einen Augenblick, was aus dir geworden wäre, wenn nie gegen deinen Willen deine Arbeit gefordert worden wäre! Alles Lernen, alles Arbeiten, alles Thun letztlich ist zunächst unbequem. Sicherlich, es ist die höchste Freude, aber nur für den, der es erst einmal damit gewagt hat. Und wenn nun stets auf jedes gelangweilte Gesicht, auf jedes Gähnen und jedes Murren der Erlaß gefolgt wäre, was wäre aus uns geworden? Bs

---

Ich bin das Leben

Das Christentum auf der Anklagebank*)

1

Geht zu den Katholiken, zu den Liberalen, zu den Sozialisten und Anarchisten und fragt sie: Bewundert ihr nicht Christum? und sie werden Alle mit einem entschiednen Ja antworten. Fragt weiter: Was wißt ihr von seinem Leben? und sie werden verstummen oder Worte ohne Sinn und Zusammenhang stammeln oder Sätze, die nur aus dem Sumpf der Unwissenheit hervorgewachsen sein können. Warum bewundern sie ihn, wenn sie ihn doch nicht kennen? Und wenn er der Bewunderung wert ist, warum studiren sie nicht sein Leben? Und — was noch trauriger ist — so sehr sie behaupten, sich untereinander zu hassen, darin sind Alle im Einverständnis, und es ist, als hätten sie sich verschworen, daß Christus als Person auch weiterhin unbekannt bleiben solle und begraben. Ob im Himmel oder in der Erde, darauf kommt am Ende wenig an, sie sind im Einverständnis und sagen einmütig: Christus ist eine Theorie, ein Komplex von Dogmen; er ist Gott, hat zwei Naturen und zwei Willen, die weder zu trennen noch zu vermischen, aber doch zu unterscheiden sind. Von hier an gehen sie nun auseinander: die Einen, die Priester, verteidigen diese Sätze, als wären sie von entscheidender Bedeutung für das Christentum; die Andern erklären, sie könnten nicht an solchen Wortschwall und darum auch nicht an Christus glauben, und entschuldigen damit ihre Ungläubigkeit.

Aber Christus ist keine Theorie, er hat seinen Jüngern niemals gesagt, was für Theorien sie über ihn haben sollten, wohl aber, was er für sie sein wolle. Er wird uns nicht nach den Dogmen richten, die wir über ihn geglaubt haben — die

---

*) Der Aufsatz stammt von einem italienischen Waldenserprediger. D H

Dogmen können uns nicht erretten —, sondern nach dem Leben, das wir in uns gehabt haben: Er ist Leben, das Leben, das die Jahrhunderte bewundert haben und sich aneignen wollten; er ist das Leben, das wir unwillkürlich bewundern und lieben, und das wir nötig haben, wir und unsre Gesellschaft, um nicht unterzugehen. Jesus ist das Leben, er sagt es und verlangt darum von uns sein Leben und nicht Worte, seine Thatkraft und nicht Getändel, seine Handlungen und nicht logische Beweise.

Wer Christus nicht kennt, dem wird auch das Christentum, das doch in ihm seinen alleinigen Ursprung hat, noch unbekannt sein; er dürfte also auch Nichts darüber sagen, Schweigen wäre in diesem Falle wirklich Gold, und wenn einer doch davon reden will, so bringt er sich in die Lage des Tauben, der von Musik redet. Und doch glauben Alle ein Urteil darüber zu haben und halten es für eine unbestreitbare Thatsache, daß das Christentum gleichfalls ein System, ein Ganzes von Dogmen und Formeln sei. Diese Annahme ist falsch, wie es falsch sein würde, zu behaupten, ein Ganzes von Regeln über Bildhauerei, Malerei, Dichtung, Musik mache die Kunst des Bildhauers, Malers, Dichters und Komponisten aus; diese Regeln können von Allen gelernt werden, sie sind unvollkommne Versuche zu sagen, worin die Kunst besteht, sie sind ein Zugang zur Kunst, aber nicht die Kunst selber; so sind auch die Dogmen über das Christentum nicht das Christentum. Wer die Regeln über die Kunst kennt und sie für richtig hält, ist darum noch kein Künstler; wer die Dogmen über das Christentum kennt und sie für richtig hält, ist darum noch kein Christ. Was die Kunst für den Künstler, das ist Christus für den Christen: wer sich auch nur für flüchtige Augenblicke in die Schönheiten der Kunst oder in die Heiligkeit Christi hat versenken dürfen, der hat auch Dinge geschaut und erfahren, die er „nicht wiedersagen kann noch mag.“ Künstler ist, wer sich von Schauern der Schönheit durchbebt fühlt; und Christ ist, wer das Leben Christi in sich pulsiren fühlt. Christ ist, wer im eignen Herzen Christi Herz, im eignen Leben Christi Leben wachsen spürt, wer alle Wurzeln seiner Seele eingesenkt hat in die Seele Christi und nun mit seinem Geist sich nährt von Christi Geist, wie die Mistel von den Säften des Baumes, auf dem sie lebt.

Bei alledem wollen wir die Dogmen nicht gering achten; wir halten sie für Gefäße, die nur nicht imstande sind, das ganze Leben zu fassen, das hineingegossen wird; wir bewundern sie als Ueberreste von Tempeln, in denen unsre Väter für ihre Seelen Trost und Erquickung fanden; wir begrüßen sie als gesegnete Schiffe, die einer Menge von Völkern Himmelsbrot zutrugen; wir lieben sie als philosophische Kleider des Christentums: in Summa, wir betrachten sie als verschiedne Versuche, jenes erhabne und geheimnisvolle Leben, das in Christo erschienen ist, in Worte zu fassen.

Was für ein Leben ist denn nun Christus? Wir können es seinem Wesen nach nicht beschreiben, weil es wie jedes Leben sich der Analyse entzieht. Fra Bartolommeo, Savonarolas Jünger, hat Szenen aus dem Leben Christi gemalt; und wenn er es that, lag er dabei auf den Knieen, in verzückter Anbetung und Thränen in den Augen. Seine Gemälde sind Gebete, sie erfüllen mit tiefer Andacht, und doch können unsre Herzen sich wieder davon losreißen, weil sie fühlen, daß Etwas immer noch darin fehlt. Der Apostel Johannes schreibt über das Leben Christi, und es gelingt ihm nicht, die Eindrücke zu erschöpfen, die es in seinem Herzen und Sinn hinterlassen hat. Er erkennt seine Ohnmacht, erklärt sich für besiegt und schließt sein Evangelium mit den Worten:

Wenn die Dinge, die Jesus gethan, eins nach dem andern niedergeschrieben werden sollten, so achte ich, die Welt würde die Bücher nicht begreifen, die zu beschreiben wären.

Der Held hat seinen Geschichtschreiber überwältigt. Was dem heiligen Pinsel des Fra Bartolommeo und der in die göttliche Liebe eingetauchten Feder des Johannes nicht gelungen ist, das wird meiner Prosa, die doch nur ein schwaches Stammeln des Glaubens ist, noch viel weniger gelingen; gleichwohl möchte ich wenigstens von den Aeußerungen des Lebens Christi reden.

2

Das Volk, in dessen Mitte Jesus lebte, stak tief in Elend und Unwissenheit. Die Regierung jener Zeit, die römische, beutete es aus, knechtete und verachtete es. Der israelitische Klerus strebte darnach, seine verlorne weltliche Macht wieder herzustellen, und war ein aufrichtiger Hüter menschlicher Ueberlieferungen. Von ihm hieß es: „Thut, was sie sagen, aber nicht, was sie thun“; unter religiösen Vorwänden beutete er das Volk aus, und dieses, der „große Stumme,“ der „große Geduldige“ war der große Dulder geworden; Regierung und Klerus hatten mit ihm nur so Berührung, wie die Geißel mit dem Rücken des Sklaven. Haß und Revolution aus dieser seufzenden Menge in hellen Flammen emporlodern zu lassen, oder daraus ein Geschlecht von Verzweifelten zu machen, wäre eine leichte und vielleicht verlockende Aufgabe für einen fähigen und ehrgeizigen Mann gewesen; aber wie sollte man aus einem solchen Boden das Leben der Liebe hervorwachsen lassen! Das war die schwere Aufgabe Jesu, die sich durch die Jahrhunderte bis in die Gegenwart fortgepflanzt hat.

Er begann sein erlösendes Werk, indem er sich aus dem Volke zwölf Begleiter und Zeugen seines Lebens wählte. Mit ihnen durchzog er Galiläa und Judäa nach allen Richtungen, predigte und lehrte „gewaltig und nicht wie der Klerus.“ Welches war nun seine Lehre?

Wehe euch Reichen (Luk. 6, 24)! Wehe euch, die ihr voll seid (Luk. 6, 25) und sprecht: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß, trink und habe guten Mut. Ihr Thoren! (Luk. 12, 19). — Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern, die ihr das Himmelreich zuschließt vor den Menschen! Ihr kommt nicht hinein, und die hinein wollen, laßt ihr nicht hineingehen. Ihr freßt der Witwen Häuser und wendet lange Gebete vor. Ihr Blinden und Thoren! Ihr redet und handelt nicht darnach: ihr bindet schwere und unerträgliche Bürden und legt sie den Menschen auf den Hals; aber ihr selbst wollt nicht mit einem Finger daran rühren. Ihr sitzt gern oben an und hört gern Grüße und Titel (Matth. 23).

Scharf tadelte Jesus die, die unter dem Vorwand der Religion ihre Pflichten gegen die Eltern versäumen, und hatte vernichtende Worte für die, die aus der Religion eine Karriere machen. Und weiter:

Einer ist euer Vater, der im Himmel ist; ihr seid alle Brüder, der Größte unter euch soll euer Diener sein (Matth. 23, 9, 11). Das ist mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebt (Joh. 15, 12); und wenn ihr liebt, die euch lieben, was werdet ihr für Dank haben? Thun nicht die Sünder gleich also? Liebet eure Feinde (Luk. 6, 32)! Friede sei mit euch (Luk. 24, 36)! Seid vollkommen (Matth. 5, 48)!

Den Allerunglücklichsten brachte er ein Wort des Trostes: Fürchtet euch nicht!

Aber er ließ es nicht bei den Worten bewenden, er wollte sie in Leben umsetzen, und über ihn selbst sollte man nach seinen Werken urteilen. So handelte er denn, und sein Leben wurde die Ursache gewaltiger Umwälzungen in religiösem und sozialem Sinne. Er wußte wohl, daß die Not oft Sünden und namenlos schandbare Zustände nach sich zieht, und erkannte andrerseits, daß die Fehler der Seele auch den Leib beflecken. Darum gab er den Hungrigen Brot und heilte die Kranken; er trocknete die Thränen, vergab den Sündern, betete für die, die ihn verrieten, und weinte über sie; aber er reinigte auch den Tempel, heilte die Seelen und machte sie Gottes würdig. Wo das Böse Schrecken der Verheerung angerichtet hatte, that er Wunder der Liebe. Und er, der Feinfühlige, mächtig in Thaten und Worten, der Wohlthäter, der Liebling des Volkes, der von jauchzendem Zuruf begrüßt wurde und von dankbarem Enthusiasmus getragen war, dem sie unwillkürlich Huldigungen erwiesen: er wurde nicht stolz, seine Freunde waren auch weiterhin die Geringen, und er selbst blieb, wie er war, arm, im Volk, mit dem Volk, für das Volk. Hunger, Eitelkeit, Reichtum und Ansehen, alle Mächte, die nur je Menschen, Parteien und Kirchen verdorben haben, bemühten sich, ihn zu verführen — umsonst.

Vielleicht werden Drohungen erreichen, was Versprechungen nicht vermochten? Die Tyrannen über Leib und Seele: Regierung und Klerus, die Hohenpriester, der König Herodes und der Statthalter Pilatus, erst unter einander feind, vereinigen sich gegen ihn. Sie verlästern ihn, nennen ihn einen mit höllischen Mächten Verbündeten, erklären ihn für einen Aufwiegler,

Volksverführer und Störenfried, für einen Feind der Religion und des Staates, entfremden ihm dadurch die Menge und kommen schließlich überein in dem Spruch:

Es ist uns besser, ein Mensch sterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe.

Wird ein solcher Beschluß das Leben dessen lähmen können, der die Lähmung der Seelen heilte? Der das ganze Gewicht des Hasses der Mächtigen und das noch viel schwerere der Bewunderung des Volkes trug, der den wahren Menschen und das wahre Volk verkörperte, dem vor seinem geistigen Auge das Bild der Welt, wie sie sein soll, stand, und der ihre Kraft, ihr Herold und ihre Offenbarung war: nun steht er allein gegen Alle. Wird er schwach sein, wanken und weichen gegenüber dem Tode? Nein, der Tod dient nur dazu, ihn in seiner ganzen Größe zu zeigen, weil er bis zu dem Augenblick, wo sein Herz am Kreuze bricht, bleibt, wie er ist: ruhig, majestätisch, wahr, liebreich und treu — ein Wunder! Seine Feinde werden ihren scheinbaren Augenblickssieg noch zu beklagen haben, denn er ist auferstanden. Seine Auferstehung im Leben seiner Jünger, die sie in Helden und Verkündiger des Gottesreiches umwandelte, seine Auferstehung in uns macht das Christentum aus.

3

Kinder des neunzehnten Jahrhunderts, in dem man Alles auf Maschinen und rein ökonomische, d. h. materielle Fragen zurückführen möchte, bedürfen wir noch des Lebens Christi? Wird er uns noch Etwas geben können in den kommenden Jahrhunderten, in denen die allgemeinen Lebensbedingungen der Menschheit so viel bessere sein werden? Ist er, der Vertreter der „Sklavenmoral," nicht vielleicht dazu verurteilt, zu verschwinden wie die Sklaven selbst? Oder andrerseits, ist er, die Verkörperung des heiligen und unbeugsamen Willens, der sich freimacht und zu immer weitern Horizonten emporstrebt über Kirchenregiment und Staatsgewalt hinaus und mit oder trotz ihrer sich zauberkräftig entfaltet und unwiderstehlich das Volk anzieht — ist er nicht vielleicht zu bekämpfen und zu unterdrücken?

Gewichtige Fragen! Und ich höre darauf verschiedne Antworten, in verschiedner Sprache und verschiednem Ton gehalten. Meine Ueberzeugung aber ist in Kürze die. So lange es Proletarier giebt in materieller, intellektueller und geistlicher Hinsicht, und so lange es Reiche giebt an Geld und Gut und Reiche an Geist, wird man auch Christi bedürfen, des Armen und doch so Mächtigen. So lange es solche giebt, die fähig sind zur Arbeit, und solche, die es ihr Leben lang nicht lernen, Thätige und Träge, so lange der Mensch sich nicht gleich dem Herdenvieh beugt, um die Arbeit auf sich zu nehmen, die ihm eine sozialdemokratische Oligarchie etwa zudiktirt, und so lange er diese nicht unfehlbar den Wert der eignen Arbeit bestimmen läßt: so lange wird man Christi bedürfen, des Geduldigen, Thätigen und Freien. So lange es Gesundheit giebt und Krankheit, von Leben strotzende und sterbende Menschen, so lange es Liebe giebt und Personen, die glücklich sind in ihrer Liebe, Personen, die weinen, und Personen, die sterben: so lange wird man Christi, des Arztes und Trösters, bedürfen. So lange es Menschen giebt, deren Sinn nur auf Essen und Trinken geht, und Menschen, die im Denken das Glück finden, so lange es Genie giebt und Talent und Mittelmäßigkeit, so lange die Gleichheit nur ein Traum ist, so lange es den Neid giebt mit seiner Gefolgschaft böser Gedanken, die sich in Thaten umzusetzen trachten: so lange wird man des demütigen und liebevollen Christus bedürfen. Ja so lange man noch dürstet nach Gerechtigkeit; so lange die Liebe noch immer dazwischentreten muß, um die Strafe der Gerechtigkeit an den Gesetzesübertretern zu mildern, so lange die Gesetze des Weltgeschehens unsre Freiheit einschränken, so lange es noch Einen hungert nach jenem Löwenmark, der Heiligkeit Christi, so lange im Menschen der Widerspruch besteht zwischen dem, was er ist, und dem, was er sein möchte, so lange er noch nicht ist, was Jesus gewesen ist, die Verwirklichung des Ideals: so lange brauchen wir Christum, die höchste Harmonie der Seele, das Gewissen unsers Gewissens. Nur dann, wenn all dies aufgehört haben wird, braucht die Welt den Galiläer nicht mehr; aber würde dann die Welt noch Welt sein?

Christus ist das Leben, das dem Menschen notthut! Er ist das Wunder, weil die Umgebung, in der er lebte, und die Zeit, in der er erschien, ihn nicht hat hervorbringen oder auch nur reifen können. Nachdem er ununterbrochen aus seinen Schätzen ausgeteilt hat, steht er jetzt noch immer einsam da in seiner Größe und Heiligkeit. Die Christen bemühen sich, von seinem Leben zu leben, die Namenchristen leben von seinem Schatten, alle übrigen Menschen vom Schatten seines Schattens. Je mehr ein Volk von seinem Leben hat, um so sittlicher, mächtiger, glücklicher ist es; die Geschichte der heidnischen, katholischen und protestantischen Völker bezeugt das. Und dieselbe Erscheinung finden wir im Leben des Einzelnen. Christus ist der geistliche Atlas; wo Christus im Schwinden, da ist der sittliche Fortschritt im Schwinden, da ist die Menschheit ohne Gewissen. Man nehme ihr, was sie von Christus hat, und man nimmt ihr jedes edlere Leben; dann wird in kurzer Zeit unsre Erde in die alte Barbarei zurückgesunken sein, und jeder Mensch wird wieder, was er früher war, das gefährlichste Raubtier der Welt, das allen andern Lebewesen das Geheimnis ihrer Verteidigung und ihrer Stärke abzuringen verstanden hat.

Priester und Atheisten haben lange daran gearbeitet, das Leben Christi aus unsrer Mitte zu nehmen, und zuletzt ists ihnen fast gelungen; an seine Stelle haben sie Menschen gesetzt, die Einen den Papst, der Orakel erteilt, die Andern Marx, der Zukunftsträume dichtet — und die Bestie im Menschen hat schon begonnen, sich in ihrer ganzen Häßlichkeit zu offenbaren. Christus ist das Leben, nach dem das Volk sucht, er ist der Held, nach dem es verlangt. Er ist kein Phantasiegebilde, sondern eine Thatsache; und das Christentum, das in der beständigen Erneuerung seines Lebens besteht, das schon glänzende Früchte hervorgebracht hat und noch größere verheißt, ist ebenfalls kein Phantasiegebilde.

Und nun, was würdet ihr von einem Schwerkranken sagen, der die Arznei, die ihn heilt, in Händen hat, dies auch mit der Gewißheit der Erfahrung weiß und doch sie nicht einnehmen will, wenn er nicht zuvor erfahre, aus welchen Bestandteilen sie sich zusammensetzt, und der so zum alleinigen Vorteil des Todes seine Zeit mit unnützen Erörterungen verliert? Was würdet ihr von Durstigen sagen, die eine Quelle entdeckten und doch nicht daraus trinken wollten, ehe sie nicht ihre Farbe, Geschwindigkeit, Wassermenge, Stärke und Ursprung genau festgestellt hätten? Macht ihr es nicht ebenso, die ihr Christum bewundert, die ihr seines Lebens bedürft und doch vielleicht ihn vergessen habt über den Erörterungen von Systemen, die ihn umsponnen haben? Man lebt nicht von Diskussionen! Der Weg des Lebens ist kurz, und Gott läßt uns mahnen: Haltet euch nicht unterwegs mit Streiten auf!

Vorwärts mit dem Leben Christi in uns! Wir müssen uns alle bemühen, Christusse zu werden, wenn wir das Recht haben wollen, uns mit dem Christennamen zu schmücken; denn als Christ kann man nicht geboren werden, wie man als Italiener oder Franzose geboren wird, sondern man muß es werden. Die Aneignung des Lebens Christi ist ein übermenschlich schweres Ding; aber Gott unterstützt uns darin durch seinen Geist, der weht, wo er will — auch da, wo man selbst es nicht möchte —, und der eine übermenschliche Kraft ist. Wir haben auch gutes Zutrauen zum italienischen Volk: noch ist in ihm das Bedürfnis zu bewundern und anzubeten lebendig. Freilich steht es jetzt unwillig und ablehnend beiseite, weil es gar viel hat hinnehmen müssen: hat man ihm doch schließlich sogar einreden wollen, der Knecht, der sich den Platz des Herrn angemaßt, der Papst, sei der Nachfolger Christi! Aber es wartet nur auf „den Würdigen"; zeigen wir ihm den, so wie er wirklich gelebt hat, durchs Evangelium, durch unsre Worte und Handlungen, und es wird ihn aufnehmen.

Wir fürchten auch die schärfste Kritik nicht, sie kann uns aus dem Strahlenkranz des Lebens Jesu keinen Strahl rauben, sie kann diesem auf Erden geführten himmlischen Leben seine Einzigartigkeit nicht absprechen. Nur sei sie ehrlich, und wenn sie gegen althergebrachte Formeln und religiöse Firmen ankämpft,

so bilde sie sich nicht ein, das Christentum zu bekämpfen. Sie wird wissen, daß auch der Priester kein Monopol auf Christus hat. Sie wird sich gezwungen sehen, das Leben Jesu zu bewundern und zu lieben, und wird das Gleiche mit dem Christentum thun müssen, das sich doch allein nach ihm richtet, und das vor allem die Vollkommenheit des Wollens erstrebt. Ihre Messer und Sonden werden ihr aus den Händen entfallen, die sich zum Gebete falten; höchstens wird sie eine Frage thun, die zugleich Klage und Gebet ist: Wenn denn die Christen eine Nachbildung eines solchen Lebens sein sollen, wo sind solche Christen? Da richtet der Blick sich nach dem Jenseits, wo das christliche Leben erst in seiner ganzen Herrlichkeit zur Entfaltung kommen wird; aber zugleich empfindet unser Gewissen den Stachel der Frage.

Giovanni Grilli

Das Evangelium Jesu Christi und die Moralphilosophie der Gegenwart

Uebersicht: Einleitung; 1. Die Selbständigkeit der Moral im Evangelium und ihre unüberwundne Naturbedingtheit in der modernen Moralphilosophie; 2. Die Stellung des Evangeliums und der Moralphilosophie zur Sünde; 3. Die religiöse Begründung der Moral; 4. Die Ueberwindung des Egoismus auf dem Boden des Evangeliums. Die Kraftquellen der christlichen Sittlichkeit; 5. Das Verhältnis des Evangeliums und der Moralphilosophie zur Welt. Der durchaus sittliche Charakter der christlichen Hoffnung*)

Evangelium und Moralphilosophie — was veranlaßt uns dazu, die beiden in Vergleich zu stellen? Wir möchten uns klar werden über ihre Beziehungen und ihre Unterschiede, klar werden, da unsre Ueberzeugung uns auf den Boden des Evangeliums stellt, daß und warum es auch in sittlicher Beziehung jeder andern Instanz überlegen ist. Die Wichtigkeit des Gegenstandes drängt sich uns mächtig genug auf, sobald uns zum Bewußtsein kommt, daß für die Kinder unsrer Zeit kaum mehr andre Wege zur evangelischen Ueberzeugung zurückführen, als die, die durch das Gebiet der Sittlichkeit gehen. Wenn wir die Ueberlegenheit der evangelischen Sittlichkeit beweisen, d. h. beweisen, daß diese Ueberlegenheit eben von ihren Zusammenhängen mit dem evangelischen Glauben herrührt, so haben wir die beste, vielleicht die heute einzig mögliche Apologie der christlichen Lebensanschauung geboten. Wenn uns umgekehrt die Moralphilosophie beweisen könnte, daß ihre Moral keineswegs minderwertig sei gegenüber der unsrigen, dann wäre es um unsre Sache schlimm bestellt. Der Sieg des Evangeliums hängt ja freilich nicht an unserm bißchen Erkenntnis, aber sie hat für das Geistesleben einer Zeit doch ihre wesentliche Bedeutung. Der einzige Beweis, der neben dem genannten für die Richtigkeit und Ueberlegenheit einer Welt- und Lebensauffassung unsrer Zeitrichtung gegenüber noch denkbar wäre, wäre der, daß sie die Wohlfahrt der Menschheit am besten sichre. Aber eben für die christliche Ueberzeugung giebt es keine andre Wohlfahrt als sittliche.

Wenn irgendwo, so muß auf diesem Gebiete eine Auseinandersetzung, ja eine tiefe Beeinflussung der modernen Denkart noch möglich sein. Es drängt uns, hier einer Empfindung Ausdruck zu geben, die vielleicht in den fernern Ausführungen nicht mehr zu Geltung zu kommen vermag, weil dort die prinzipiellen Gegensätze stärker hervortreten müssen. Ueber dem Studium der Moralphilosophen der Gegenwart kam uns mächtig zum Bewußtsein, wie lebendig in ihnen, und mit ihnen doch wohl auch in einer großen Zahl der Gebildeten unsrer Zeit, die sittlichen Ideen noch wirksam sind, man darf wohl sagen: trotz ihrer naturalistischen Grundlage. Neben der cynischen Strömung in Kunst, Litteratur und Lebensführung unsrer Zeit geht auch auf außerchristlichem Gebiet eine vielleicht weniger aufdringliche, aber darum nicht weniger mächtige Unterströmung her, die den Mächten des Gewissens gehorcht und damit in die Tiefe der Lebensfragen führt. Wahrlich, da liegen die Möglichkeiten, den Naturalismus zu durchbrechen, der unsre Zeit im Banne hält.

*) Dem Aufsatz liegt ein Korreferat zu Grunde, das auf der Jahresversammlung der schweizerischen Predigergesellschaft im Herbst vorigen Jahres in Chur vorgetragen wurde.

Wo das sittliche Bewußtsein noch so rege ist, wo das Gefühl für die sittlichen Werte noch so gewaltig wirkt, da ist man nicht ferne vom Reiche Gottes. Aber man braucht dann freilich nur zu den Prinzipienfragen zurückzukehren, um sofort wieder inne zu werden, daß der Bann des Naturalismus noch lange nicht gebrochen ist. Wir würden uns glücklich schätzen, wenn die nachstehenden Ausführungen dem und jenem Dienste leisten könnten, um über die berührten Fragen zur Klarheit zu kommen, um zum frohen Glauben an die Unabhängigkeit des persönlich-sittlichen Lebens von der Naturgebundenheit und damit zum Verständnis und zur richtigen Schätzung der evangelischen Sittlichkeit durchzudringen.

Bevor wir auf unsern Gegenstand näher eingehen, sind wir dem Leser noch eine nähere Bestimmung und Begrenzung dessen schuldig, was wir unter „moderner Moralphilosophie" verstehen. Es macht sich gegenüber der christlichen Ethik in unsrer Zeit der Zug geltend, die Moral von den religiösen Voraussetzungen abzulösen und auf sich selbst oder, besser gesagt, auf die wissenschaftliche Erforschung des Natur- und Geisteslebens allein zu stellen. Nicht immer gleich deutlich, aber darum kaum weniger bestimmt sind diese Versuche beherrscht von der Ueberzeugung, daß nur die empirische Wissenschaft, die exakte Forschung zu sichern Ergebnissen führe, und daß, was nicht aus ihr hervorgehe, auch nicht Anspruch auf Gewißheit machen könne. Dieser Auffassung liegt die Voraussetzung zu Grunde, daß die Erfahrungswissenschaften hinreichen, um den Kern des Lebens zu ergründen und das Leben zweckmäßig einzurichten. Religion und philosophische Spekulation fallen für diese Geistesrichtung als phantastische Gebilde außer Betracht. Der Franzose Auguste Comte ist der Begründer dieser Geistesrichtung, die vor allem in England Boden gefaßt und geistreiche Vertreter gefunden hat. Sie trägt den Namen „Positivismus." Ihr charakteristisches Merkmal ist der „Agnostizismus" d. h. die Behauptung von der Unerkennbarkeit alles dessen, was über die empirische Erfahrung hinausliegt. Man ist überzeugt, trotz dem Verzicht auf die Antworten, die der Glaube auf seine Fragen empfängt, den Sinn alles Seins, soweit seine Erkenntnis nötig ist, durch die wissenschaftliche Forschung feststellen zu können; jedenfalls ist man darüber einig, daß man, um zu einer vernünftigen Moral zu kommen, diese von allen religiösen Voraussetzungen gänzlich ablösen müsse.

Um unsre Abhandlung zu vereinfachen, beschränken wir uns der Hauptsache nach auf drei moderne Ethiker, die uns als Typen der ganzen Geistesrichtung erscheinen. Es ist vor allen der englische Moralphilosoph Herbert Spencer, bei dem die positivistische Geistesrichtung, aufs engste mit dem Entwicklungs- (Evolutions-) Gedanken vermählt, ihren radikalsten Ausdruck gefunden hat. Sodann der Däne Höffding, das geistige Haupt der Gesellschaft für ethische Kultur, jedenfalls der ausgezeichnetste Vertreter der religionslosen Moral, und endlich der Vermittler der positivistischen und der christlichen Gegenströmungen unsrer Zeit, Friedrich Paulsen. Wir gedenken uns aber nicht auf eine eingehende Darstellung der Anschauungen dieser Männer einzulassen. Wir machen vielmehr das Evangelium, so wie es als historische Größe in die Erscheinung getreten und wirksam geworden ist, zum Ausgangspunkt unsrer Abhandlung und beleuchten von da aus die Prinzipien der Moralphilosophie und verwandter Erscheinungen. Weit entfernt von dem Anspruch, in so engem Rahmen etwas Ganzes zu bringen, glauben wir doch mit unsern kurzen Erörterungen einzelne, für unsre Zeit besonders bedeutsame Probleme der Ethik hervorheben und die Ueberlegenheit der christlichen Anschauungen gegenüber den Behauptungen der religionslosen Moralphilosophie ins Licht stellen zu können.

1. Die Selbständigkeit der Moral im Evangelium und ihre unüberwundne Naturbedingtheit in der modernen Moralphilosophie

Es ist ein alter Vorwurf, daß das Christentum die Moral in Abhängigkeit von religiösen Voraussetzungen bringe und ihr damit die Selbständigkeit raube. Unabhängig, sicher und frei von allen wesensfremden Elementen werde sie erst, wenn

man sie von den schwankenden religiösen Voraussetzungen loslöse und auf sich selbst stelle. Mit der Einmischung der Gottesvorstellung in die Forderungen des Gewissens stelle sich unumgänglich die Heteronomie ein, d. h. die sittlichen Forderungen empfangen ihre Autorität von einer fremden Macht und verlieren damit ihre Selbstherrlichkeit oder Autonomie.

Wir behaupten dagegen, daß der heteronome Charakter der Moral nicht absolut an ihre religiöse Begründung gebunden sei, daß vielmehr gerade das Evangelium Jesu Christi erst die sittlichen Forderungen in ihrer ganzen Reinheit und Selbstherrlichkeit aufzeige. Und sodann kommen wir von dem Eindruck nicht los, daß es der Moralphilosophie über ihren positivistischen Voraussetzungen durchaus nicht gelingt, ihre Moral von der Naturbedingtheit loszulösen, die einem wahrhaft sittlich wertvollen Handeln im Wege steht.

1

Es ist für den Christen etwas Selbstverständliches, daß das Evangelium nicht in der Moral aufgeht. Sein Sinn ist damit nicht erschöpft, daß es uns eine neue, ob auch vollkommne Sittlichkeit offenbar macht, damit wir ihr nachleben. Das sittliche Leben Jesu und seine vorbildliche Macht sind nicht das Ganze dieser Offenbarung. Das Spezifische ist und bleibt vielmehr ihr religiöser Charakter.

Das Evangelium ist die Botschaft von dem uns von Gott her in Christo gewordnen Reiche Gottes, in dem wir auf der Grundlage der Versöhnung Erlösung und ewiges Leben finden. Also um ein Werk Gottes an uns handelt es sich. Aber an dem ist nun freilich Alles sittlich normirt. Nicht bloß das menschliche Handeln, das aus dem göttlichen Handeln resultirt, sondern schon das Evangelium als Gottesthat trägt sittlichen Charakter, sodaß jede Erhebung der Seele zu Gott ihr sittliche Güter und Kräfte vermittelt. Das Evangelium verläuft hier ganz in der Sphäre des persönlichen Geisteslebens, wo mit der Selbständigkeit des Ichs sofort auch das Bewußtsein der persönlichen Verantwortlichkeit gegeben ist und die Urteile über Gut und Böse in ihrem subjektiven Werte zur Geltung kommen. Mit der Anerkennung des persönlichen Lebens als etwas Selbständigen steht und fällt auch das sittliche Urteil. Eine sachliche Welt weiß von sittlicher Beurteilung nichts, und umgekehrt, eine Welt selbständiger Persönlichkeiten kann von dieser Beurteilung unmöglich absehen. Gerade das ist es, was bei allen Naturreligionen fehlt und ihre Minderwertigkeit ausmacht. Alles trägt im Evangelium sittlichen Charakter. So der Gottesbegriff selbst: Gott ist die heilige Liebe. Und demgemäß nicht weniger der göttliche Heilsratschluß, der seinen vollsten Ausdruck findet in dem Wort: Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Die Heilsoffenbarung Gottes ist damit als die denkbar höchste sittliche That charakterisirt, wie denn das Evangelium keinen Anstand nimmt, Gott sittliche Prädikate beizulegen. Der Anthropomorphismus, der darin liegen soll, ist dem Glauben, der die Gottebenbildlichkeit der Menschen behauptet, wesentlich, und die behauptete Unvereinbarkeit der Begriffe Vollkommenheit und Sittlichkeit ist als einer der Widersprüche zu betrachten, die unserm Denken unvermeidlich anhaften. Ebenso vollzieht sich Christi Erlösungswerk in heiligem Wirken, d. h. in sittlichem Handeln. Selbst das Wunder hat überall sittliche Motive und Zwecke. Auch die Heilsgüter, das persönliche Heilsleben der Gotteskindschaft und das Gesamtziel der erlösten Menschheit, das Reich Gottes, sind als Leben sittlicher Vollkommenheit in Gottes heiliger Gemeinschaft gedacht. Der Geist, aus dem das Heil fließt, ist der heilige Geist.

Allerdings bleibt das Heil etwas, das Gott an uns vollbringt: das Evangelium hat einen durchaus religiösen Charakter; und es wird sich fragen, ob es ihm möglich sei, trotzdem für das Leben des Christen vollwertige sittliche Bedeutung zu gewinnen. Wir glauben: ja. Die Gebundenheit an Gott vernichtet die freie Persönlichkeit, die die Voraussetzung der sittlichen Handlung ist, nicht, sondern ermöglicht sie erst. Die Wirkungen des heiligen Geistes sind nicht natürlich-übernatürliche Beeinflussung, sondern ihnen entspricht nach dem Evangelium menschlicherseits der Glaube, die freie Bejahung Gottes und seines Heils, die

unter dem Eindruck der großen Gottesthat und ihres wunderbaren Inhalts zustande kommt. Der Christ stellt sich aus freiem Entschluß, von Gott innerlich überwunden, in die Heilsoffenbarung hinein und gewinnt so Teil an ihr. Und so ist im Evangelium die subjektive Selbständigkeit des Handelnden durchaus gewahrt.

Die christliche Ethik überwindet die Gebundenheit des Menschen trotz seiner Abhängigkeit von Gott vollkommen, und es vermögen sich darum auch auf ihrer Höhe keine unreinen Motive in das menschliche Handeln mehr einzudrängen. Alle gegenteiligen Vorwürfe, von dem herben Urteil Kants über die Aftersittlichkeit des Christentums an bis auf die Geringschätzigkeit, mit der die religionslosen Ethiker auf seine Moral herabsehen, sind ungerecht und rühren von der Unfähigkeit her, den Glaubensstandpunkt des Evangeliums vom Gesetzesstandpunkt zu unterscheiden. Auch dem andern Vorwurf, daß der Christ ja nur aus dem Streben nach Glückseligkeit heraus die sittlichen Forderungen erfüllt, ist dadurch von vornherein die Spitze abgebrochen, daß das Gute, das der Christ sucht, durchaus sittlichen Charakter trägt, auch wenn es transszendent als die himmlische Vollendung im ewigen Gottesreich gedacht wird, ja — wie wir später sehen werden — dann erst recht.

2

Gelingt es der Moralphilosophie, ihrer Ethik dieselbe sichere und doch freie Stellung zu wahren? Wir glauben nicht. Uns will scheinen, daß es der positivistischen Ethik in allen ihren Nüancen von Comte bis Paulsen nicht gelingt, sich von den Banden des natürlichen Determinismus frei zu halten und sich ungehemmt in das Gebiet zu erheben, in dem überhaupt erst von sittlichem Handeln die Rede sein kann. Es wird nie gelingen, das persönliche Leben der Freiheit aus dem Naturgrunde des Daseins so abzuleiten, daß sein Wesen nicht im innersten Keime Schaden leidet.

Es ist diesen Ethikern eigen, daß sie das sittliche Leben in seinem ungestörten Zusammenhang mit dem sachlichen Geschehen zum Verständnis bringen wollen. Spencer sagt geradezu,*) der geistige Fortschritt spiegle sich in nichts so getreu wieder, wie in der Entwicklung von der Idee der Kausalität, und er weist auf Grund dieser Behauptung der theologischen Ethik ihren Platz sehr weit hinten an. Kausalität aber fällt ihm mit Naturgesetzlichkeit zusammen. Infolgedessen ist dann das sittliche Leben der Menschheit nur ein Produkt der Natur. Alle Unterscheidung eines physikalischen, biologischen, psychologischen und soziologischen Standpunkts vermag diesen Bann nicht zu heben. Man gewinnt den Punkt nicht, wo der Mensch die Selbständigkeit erreicht. Er bleibt ein unselbständiges Glied in der Kette des natürlichen Daseins. Der Determinismus wird da, wo man nichts als die Naturwelt kennt und darum nicht zwischen Kausalität und Naturgesetzlichkeit zu unterscheiden vermag, dem sittlichen Leben verhängnisvoll. Es scheint mir ein wichtiger Nachweis zu sein, den Franz Erhardt in der Falkenbergschen Zeitschrift für Philosophie (Dezember 1896) führt, daß der Begriff der Naturgesetzlichkeit aposteriorisch, d. h. auf Grund der Beobachtung, gewonnen werde und seine engen Schranken habe, während der Kausalitätsbegriff apriorisch, d. h. als Denknotwendigkeit schon vor aller Erfahrung und Beobachtung für die Gesamtheit aller Veränderungen gelte. Wo man nur das natürliche Sein kennt, bleibt der Determinismus verhängnisvoll, und alle Versuche, sich den Konsequenzen des Materialismus zu entziehen, bleiben alsdann erfolglos.

Höffding versucht, ihnen auf psychologischen Wegen zu entrinnen, aber alle seine Nachweise lösen den Knoten nicht. Er setzt sich einmal**) mit dem Vorwurf auseinander, „der Determinist müsse konsequent als bloßer Zuschauer sowohl seines eignen Lebens als des Lebens Andrer dastehen.“ Als Antwort darauf hat er bloß den Ausruf:

> Als ob man keine Freude und kein Leid am Leben fühlen könnte und keine Lust zum Eingreifen, weil man annimmt, dasselbe sei

*) Thatsachen der Ethik, übersetzt von Vetter, S. 51.
**) Ethik, S. 88.

bestimmten Grenzen unterworfen! ... Weil ich zwei verschiedne Dinge (nämlich theoretisiren und praktisch handeln) nicht zugleich ausführen kann, brauchen diese Dinge einander doch nicht logisch zu widerstreiten. Ich kann nicht zugleich auf den Füßen und auf dem Kopf stehen; ich kann aber (vielleicht) erst das eine und dann das andre.

Aber damit ist der eigentliche Sinn des Einwurfs, daß der Handelnde als bloßes Glied in der Kette des Zusammenhangs immer nur scheinbar Subjekt sei, gar nicht berührt, geschweige widerlegt. Man kann Spencers Thatsachen der Ethik oder Höffdings prinzipielle Ausführungen nicht lesen, ohne oft genug einen eiskalten Hauch zu spüren, unter dem alles Leben zu erstarren droht.

Selbst Paulsen scheint mir diese Gefahr nicht zu überwinden. Er wehrt sich mit aller Macht, um einerseits die Reihe der natürlichen Kausalität als undurchbrochen erscheinen zu lassen,*) die immanente Begründung der Moral und ihre Einfügung in das große Gefüge des Naturganzen ja nicht zu verlieren, ja nicht zugeben zu müssen, „daß der Mensch ein exemptes Gebiet, eine Enklave im Reiche der Natur bilde“ — und andrerseits doch zur sogenannten Willensfreiheit durchzudringen. Es gelingt ihm ja freilich schließlich mit einem kühnen Zuge, sich am eignen Zopf aus dem Meer des Naturlebens auf das Eiland des persönlichen Lebens heraus zu retten. Wenigstens steht man plötzlich droben; man weiß selbst kaum, wie man hinaufkam, und im Gegensatz zu jener ersten Versicherung heißt es nun plötzlich:

In gewissem Sinne hat jene Ansicht doch Recht, daß der menschliche Wille exempt und eine Enklave in der Natur bildet. Der Mensch tritt gewissermaßen aus dem Naturlauf heraus. Er erhebt sich über die Natur und stellt sich ihr als ein Selbst gegenüber, sie bestimmend und benutzend, nicht durch sie bestimmt: der Mensch erhebt sich zur Persönlichkeit. Als solche vermag er in jeden Augenblick seines Lebens sein ganzes Selbst, sein Ich zu legen, und darum ist er verantwortlich für jede einzelne Lebensäußerung.

Eben das meinen wir auch und unterschreiben es gern bis auf jenes halbe „gewissermaßen“ und alles, was dasselbe veranlaßt hat. Aber auf Grund der Alleingiltigkeit des Naturzusammenhangs kommt man nicht dazu, sondern zu einem starren Mechanismus. Alle Abzüge, die man macht, sind Kontrebande, auf erschlichnen Wegen eingeschmuggelt. Und zu diesen Täuschungen muß man greifen, weil eben aller Naturalismus mit den Thatsachen des persönlichen Geisteslebens in unlösliche Konflikte kommt und so seiner Prätension, Weltanschauung zu sein, selbst das Urteil spricht. Und wenn man diesem Vorwurf den andern entgegensetzt, daß die theistische Weltanschauung gerade so gut in Konflikt trete mit der Naturbestimmtheit alles sachlichen Seins, so antworten wir darauf: Es ist wohl möglich, aus einem bewußten geistigen Weltprinzip heraus die materielle Welt und die Bedingtheit des Geisteslebens zu erklären, aber unmöglich ist es, aus einem unbewußten natürlichen Prinzip heraus das Vorhandensein des Geisteslebens zu begreifen.

So bleibt der Positivist in lähmender Skepsis gegenüber dem persönlichen Geistesleben stehen und gelangt nicht zur frohen Auswirkung seiner Kräfte, während der Christ, der zum Glauben an den persönlichen Gott gekommen ist und innerhalb dieser Voraussetzungen zu einem geschlossenen Verständnis der Welt und des Lebens hinausgelangt, in freier Sicherheit und ungebrochner Kraft an die Aufgaben des Lebens herantritt.

3

Die einseitige Hervorhebung der Naturbedingtheit des Menschenlebens hat freilich auch eine segensreiche Folge gehabt, indem sie das Naturgebiet, in dem der zur sittlichen Selbständigkeit berufne Mensch und das sittliche Gottesreich seinen Boden hat, einer genauen Prüfung unterzog. Das sittliche Leben ist andern Geschlechts als das Naturleben, aber es ist durch und durch natürlich bedingt. Wie das Samenkorn als Organismus durchaus verschieden ist vom anorganischen Boden und doch aus ihm sein Leben zieht, so ist der Mensch göttlichen Geschlechts, findet aber seine Entwicklung auf dem Boden der natürlichen Welt. Und eben dieses Gebiet, wir möchten sagen, die Naturgeschichte der Sittlichkeit, hat die Moralphilosophie der Gegenwart auf Grund der modernen empirischen und geschichtlichen Forschungen vorzüglich kultivirt, wenn auch Alles noch in den ersten Anfängen steht und durch die Vorurteile des Materialismus seine Färbung empfängt. Kant wie alle Philosophen, die das geschichtliche Werden und Wachsen der religiösen und sittlichen Vorstellungen leugnen und sie als fertige Größen unvermittelt der Menschheit gegeben sein lassen, sind dadurch widerlegt. Die Sittlichkeit hat ihre Geschichte wie alles Menschliche.

Aber man braucht mit diesen Zugeständnissen keineswegs die Unbedingtheit der sittlichen Verpflichtung dranzugeben oder die geistigen Faktoren, besonders die Offenbarung Gottes, auf dem persönlichen Geistesgebiet zu leugnen. Das hieße das Kind mit dem Bad ausschütten. Und wenn man uns beweist, daß auch das Bewußtsein der sittlichen Verpflichtung nur ein Naturprodukt sei, so sagen wir: Gewiß, gerade so wie der Weizen ein Bodengewächs ist. Der Evolutionismus verwechselt auf Schritt und Tritt Bedingung und Ursache. Er vermag uns nur die Naturbedingtheit des Geisteslebens zu erklären; sein Fehler ist eben der Anspruch, das letzte Wort gesagt zu haben.

Ich glaube, daß sich in der Gegenwart eine neue Wissenschaft anbahnt, die man heute noch wohl oder übel bei der Ethik unterbringt, und die ungefähr dasselbe Verhältnis zu ihr einnehmen wird, wie die Physiologie zur Psychologie, eben eine Art Physiologie des sittlichen Lebens. Und für diese hat die christliche Weltanschauung weiten Raum. Wenn irgend eine Weltauffassung Verständnis für die Naturbedingtheit und für die geschichtliche Entwicklung der Menschheit hat, so ist sie es. Sie versteht, daß erst die Zeit erfüllt sein mußte, ehe das Evangelium kommen konnte, und Jesus weiß sich als der Vollender einer langen Geschichte, des Gesetzes und der Propheten. Er sieht das sittliche Leben, ganz evolutionistisch, unter dem Bilde des wachsenden Samens an; und auch die Geschichtsphilosophie des Apostels Paulus (vergl. Röm. 11) läßt dem Entwicklungsgedanken weiten Raum.

Hauri

---

*) System der Ethik, 2. Aufl., S. 373 ff.

Die Kaiserreise nach Jerusalem

Das jungtürkische Blatt Mechveret schrieb unter dem 1. August Folgendes:

Wir sind durchaus keine Gegner der Reise Kaiser Wilhelms nach Palästina, wie man vielleicht versucht ist zu glauben. Wir sind im Gegenteil der Meinung, daß Kaiser Wilhelm II. dadurch, daß er seiner religiösen Ueberzeugung folgt und eine Pilgerreise nach den heiligen Stätten unternimmt, Andern ein edles Beispiel giebt. Unsre Freunde haben bis heute vergeblich versucht, den Sultan zur Pilgerfahrt nach Mekka zu bewegen ...

Etwas Andres ist es jedoch, wenn der Kaiser auch Konstantinopel besucht, nach all den Schreckensthaten, die dort verübt worden sind, nach den unzähligen Metzeleien, die in Armenien stattgefunden haben. Was sollen die, die jene blutigen Greuel überlebt haben, die Eltern und Kinder der unglücklichen Opfer davon denken, wenn sie den deutschen Kaiser dem Manne, der Tausende von menschlichen Existenzen hingemordet hat, die Hand reichen und den Bruderkuß geben sehen?

Oder sind dies sentimentale Gesichtspunkte, die in den politischen Plänen keine Stelle haben? Nun, die Politik ist in dieser Welt nicht das Einzige, und wenn man ihr Alles opfert, läuft man Gefahr, die Ueberzeugungen der Völker zu verfälschen und den Glauben an eine immanente Gerechtigkeit zu erschüttern.

Wilhelm II. hat bis jetzt große Eigenschaften des Verstandes und des Herzens gezeigt. Umso unverständlicher ist es uns, wie er in dieser Weise, zwar nicht die internationale Höflichkeit, wohl aber die Gefühle der Humanität ignoriren kann. Er zauderte lange, da er wohl wußte, wie dieser Entschluß viele schon durch grausame Schmerzen gequälte Seelen kränken müsse. In letzter Stunde hat er sich dafür entschieden, seine Pilgerfahrt von Konstantinopel aus anzutreten. Eins ist daran zu loben: er kann sich so in Jerusalem alsbald von Dem lossprechen lassen, der die Macht hat, alle Sünden zu tilgen.

Da man uns vorwirft, wir ließen uns in unsrer Ueberzeugung nur von Gefühlen leiten, bringen wir auch einige andre Gründe zur Sprache. Da sind zuerst solche der Sparsamkeit. Die erste Reise Wilhelms II. nach der Türkei hat mehr als 300000 Pfund gekostet, die mit großen Schwierigkeiten aus der Kasse der ottomanischen Bank entnommen wurden. Die zweite Reise wird mindestens das Doppelte kosten. Allerdings bezahlen das die Griechen, sodaß Wilhelm II. durch ein seltsames Zusammentreffen auf Kosten Englands, Frankreichs und Rußlands reisen wird, die ja die erste griechische Anleihe gesichert haben. ...

Wir geben zu, daß der deutsche Kaiser sich nicht auf derlei Erwägungen einzulassen braucht. Ihm liegt wenig daran, woher das

Geld kommt, vorausgesetzt, daß welches da ist, um ihn glänzend zu empfangen. Er kann ruhig sein! Das türkische Volk wird seinen edeln Ueberlieferungen treu bleiben. Es wird sich die größten Opfer auferlegen, um ihm einen großartigen Empfang zu bereiten.

Aber hat Wilhelm II. diesem bedrückten Volke gegenüber nicht irgendwelche Pflichten? Wird er überhaupt daran denken, ihm seine Fesseln zu erleichtern? Wird er sich die Frage vorlegen, ob nicht an alle dem Glanz, der ihn im Palaste umgeben wird, Blut und Schweiß der Türken klebt? Während er der Gast Abdul-Hamids ist, werden unsre Freunde ihre Freiheits- und Gerechtigkeitsliebe — zwei in den Augen des Sultans unverzeihliche Verbrechen — in der Tiefe des Kerkers büßen müssen.... Vielleicht wird Wilhelm II. die Allmacht eines Herrschers beneiden, der nach Belieben über Gut und Leben seiner Unterthanen verfügen kann.... Abdul-Hamid kennt kein andres Gesetz, als das seines ungezügelten Willens; seine Laune lenkt das Geschick seiner Völker und das Geschick des Landes, das er als unumschränkter Herr regiert. Wilhelm II. wird nur darauf denken, ihm zu gefallen, und Abdul-Hamid wird seinerseits Alles thun, was in seiner Macht steht, um sich der Geneigtheit seines Gastes zu versichern, auf dessen Schutz er stets gerechnet hat, um seinen Despotismus aufrecht zu erhalten und nötigenfalls zu stärken. Gleichwohl ist die Macht des Sultans unnatürlich; sie beruht einzig und allein auf einem abscheulichen Gewirr von armseligen Interessen und unnennbaren Ränken, die den Thron umgeben. Die Führer handeln auf eigne Hand; es ist eine Art von Kamarilla, die der Sultan duldet, aus Furcht, durch diese Umgebung, die die wirkliche Herrschaft in Händen hat, vom Throne gestoßen zu werden.

Was aber den eigenartigen Schutz betrifft, womit der deutsche Kaiser den Sultan zu decken sucht, so kann er nur von kurzer Dauer sein. Im gegebnen Augenblick wird Deutschland, das augenblicklich die Türkei ausbeutet — man denke an die erlangten Konzessionen und an die großen Kaufverträge, die es kürzlich mit der Militärverwaltung abgeschlossen hat —, Deutschland wird, sagen wir, sich die Sympathien Rußlands sichern, indem es ihm einen Teil der Erbschaft des kranken Mannes überläßt, zu dessen Vormund sich Deutschland, wie es scheint, nur deshalb aufwirft, um nach seinem Gefallen und den Umständen gemäß mit dem Nachlaß schalten zu können.

Da unsre politischen Blätter von diesem Artikel begreiflicherweise kaum Notiz genommen haben, wollten wir ihn in seinen Hauptsätzen unsern Lesern nicht vorenthalten. Nicht als ob wir uns irgend damit identifizirten. Aber sie gewinnen daraus ein Bild von der Stimmung, mit der alle die verschiednen Kreise im Orient, die den Halbmond oder die heutige türkische Wirtschaft hassen, der Jerusalemfahrt unsers Kaisers entgegensehen.

Dieser Fahrt wird ein dreifaches Motiv zu Grunde liegen.

Einmal ein romantisch-persönliches Interesse unsers Kaisers. Hierüber bedarf es keines Wortes, wir haben dafür ein herzliches Verständnis.

Dazu kommt zweitens ein politisches und drittens ein kirchliches Interesse hinzu. Man wird nicht fehlgehen, wenn man auf die politische Seite der Sache den Hauptnachdruck legt. Vielleicht haben früher kirchliche Erwägungen im Vordergrunde gestanden; preußische Kirchenmänner haben zuerst die Idee dieser Reise redlich gefördert. Aber der Besuch in Konstantinopel beweist in der That, daß politische Rücksichten auf den Plan immer größern Einfluß gewonnen haben. Das deutsche Reich hat zur Zeit eine klare, ausgeprägte Orientpolitik, und die heißt Freundschaft mit der Türkei. Aufrichtige Sympathie, Uneigennützigkeit fordert der politische Kodex von dieser Freundschaft nicht, wohl aber eine entschlossene und weise Durchführung der einmal erwählten Rolle. Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt unsers Kaisers Jerusalemsfahrt eine nicht leicht zu überschätzende Bedeutung. Heute schon wird in den Moscheen der Türkei für Kaiser Wilhelm als den Schützer des Sultans eifrig gebetet; sein Empfang von Seiten der Muselmanen wird überall ein begeisterter, zum teil ein fanatischer sein. Märchenhaft klingt, was man von den Vorbereitungen hört, die zum Empfang der hohen Reisenden getroffen werden; Manches freilich erinnert an das Märchen von den Dörfern Potemkins. Die orientalischen Christen stehen mißtrauisch, scheu, knirschend zur Seite: aber was thut das? Ihnen gönnt die Politik der europäischen Staaten doch keine Zukunft. Politisch angesehen war die Ausrottung der Armenier auch in den Augen europäischer Politiker kein so übler Gedanke: ein christliches Volk in Kleinasien weniger — eine Verlegenheit weniger. Die Tage der Türkenherrschaft sind zwar auf alle Fälle gezählt, aber sie können noch lange währen, und vorläufig ist es europäische Weisheit, den kranken Mann so lange als möglich zu stützen und zu pflegen, damit man ihn um so sicherer beerbt.

Was „die Moral“ dazu sagt, darnach fragt moderne Staatskunst nicht. Früher galt die Rede: Darauf kann kein Segen ruhen. Wir sind so reife und mündige und kaltblütige Politiker geworden, daß uns dergleichen nicht mehr einfällt.

Möge es unserm Kaiser und seinen Ratgebern beschieden sein, auch auf diesem Wege unsers Vaterlandes Größe und unsers Volkes Wohlfahrt zu fördern. Unsereiner darf sich bescheiden und die politische Einsicht Andern überlassen.

Aber noch steht neben dem politischen Interesse das kirchliche. Ursprünglich schien es das einzige, wesentliche. Doch schon die Geschichte der Einladungen hat gezeigt, daß man den kirchlichen Charakter der Fahrt zu einer Art privaten Nebenzwecks herabzudrücken bemüht ist. Das wird vermutlich noch mehr an den Tag treten. Immerhin bleibt es eine Thatsache: Kaiser Wilhelm fährt zur Einweihung einer evangelischen Kirche nach Jerusalem. Zum erstenmal werden viele Morgenländer hören, daß es eine evangelische Religion giebt. Sie werden diese Religion sehen, wie sie sie überhaupt allein sehen können, im Glanze einer politischen Religion. Unsre protestantischen Landsleute im Orient freuen sich darauf, ich weiß es, daß ihr Bekenntnis so zu Ehren kommen wird. Wer gönnt diese Stärkung und Erhebung nicht unsrer Diaspora! Aber wird die Fahrt darum wirklich zu einem innern Gewinn für den Protestantismus ausschlagen? Für unsre deutsche evangelische Kirche? Das Schaugepränge nimmt zu in unsrer Kirche, der Wille zur Macht befängt vielen redlichen evangelischen Christen das Herz. Wir sagen nicht, daß wir darum der Fahrt Kaiser Wilhelms ohne innere Teilnahme gegenüberständen. Unser Herz ist geteilt, das wollen wir ehrlich sagen. Wir sehen nicht nur Glanz und Gewinn, nicht nur Glaube und Bekenntnis, wir sehen auch Gefahren für die Art unsrer evangelischen Kirchlichkeit, wir sehen, daß gerade im Orient und in Jerusalem die Versuchung zu einer falschen Wertlegung auf die äußere Repräsentation unsers Glaubens besonders groß ist. Und so sind die Segenswünsche doppelt ernst, mit denen wir unsers Kaisers Majestät und seine Getreuen nach dem heiligen Lande begleiten. Möge über alle berechtigte Romantik, über alle berechtigte Politik evangelische Innerlichkeit und Innigkeit triumphiren und treugemeinte Sorgen zu Schanden machen. R

Zwei Gutachten über unsre kirchliche Unterweisung

2

Während von der Heydt zwei bestimmte Einzelfragen des religiösen Volksunterrichtes kritisch und reformatorisch erörtert, giebt sich eine andre Schrift von vornherein in viel allgemeinerm Sinne als kirchliche Reformschrift zu erkennen. Wir meinen die Schrift des Leipziger Professors Dr. Schnedermann: Die Unzulänglichkeit der gegenwärtigen kirchlichen Unterweisung, eine Denkschrift für Geistliche, Lehrer und Laien (Leipzig, Deichert, 1898, 70 S., 1,25 Mk.), eine Schrift, die weit über die fachmännischen Kreise hinaus Interesse verdient. Sie unterzieht die gesamte kirchliche Unterweisung in Predigt, Seelsorge, Katechese, Konfirmandenunterricht, Litteratur und Lehre an Universität, höhern und niedern Schulen einer eingehenden Prüfung, beklagt weitgehende Schäden auf allen diesen Gebieten, stellt allgemeine, feste Grundsätze für die Behandlung der gegenwärtigen Verhältnisse auf und führt eine ganze Reihe von einzelnen Ratschlägen zur Abhilfe vor. Auch hier müssen wir die Leser zur genauern Kenntnisnahme auf das Schriftchen selbst verweisen und beschränken uns darauf, die Gesichtspunkte anzugeben, weshalb uns diese Broschüre so bedeutsam und erfreulich erscheint, und dann einige charakteristische Aeußerungen mitzuteilen.

Schnedermann ist Professor der Theologie und als Dozent wie als Schriftsteller seit langem der wissenschaftlichen Welt, in neuerer Zeit aber durch seine frisch geschriebne und inhaltreiche Broschüre „Von rechter Verdeutschung des Evangeliums“ auch weiten Kreisen des kirchlich interessirten Publikums bekannt. Er hat langjährige Erfahrungen als Katechet, Prediger, Seelsorger

und Lehrer an der Universität wie an höhern Schulen. An allen Zweigen des kirchlichen Lebens hat er sich seit langem lebhaft und aktiv beteiligt. In ihm verbindet sich also der Standpunkt des wissenschaftlichen Theologen und Akademikers mit dem des kirchlichen und pädagogischen Praktikers. Er kennt die Verhältnisse, über die er redet, aus einer langen Zeit eigner, unermüdlicher Arbeit. Er kennt auch die landläufige kirchliche Ueberlieferung, die ihre Methode und ihren Inhalt gern selbst als allein „positiv" oder „gläubig" oder „kirchlich" hinstellt. Er ist, wenn ich nicht irre, im wesentlichen ein Schüler von Luthardt und Frank; er ist sich also bewußt, die ganze Sachlage durchaus von kirchlichem, gläubigem Standpunkt aus und in positivem Sinne zu beurteilen, oder wie er selbst es etwa ausdrückt, im Namen „der Kirche" zu reden. Man wird darum Schnedermanns Schrift ganz besonders den Gruppen innerhalb der evangelischen Kirche empfehlen dürfen, die den Klagen und Fragen frei gerichteter Theologen von vornherein zweifelnd oder ablehnend gegenüberstehen; und man muß gespannt darauf sein, wie Schnedermanns offne Urteile von Seiten der sogenannten kirchlichen oder orthodoxen Richtungen aufgenommen werden. Singt er doch dasselbe Lied, das von Andern in den letzten Jahren mehrfach angestimmt ist, in neuer Tonart und mit beweglichen Klängen, denen man es anmerkt, daß es ihm nicht leicht geworden ist, alle diese Vorwürfe öffentlich zu erheben.

Ich kann den Eindruck nicht ganz verschweigen, daß Schnedermann zuweilen, namentlich im ersten Teil seiner Ausführungen, in Stil, Ausdruck und Gedankengang etwas umständlich und schwerfällig ist und vielleicht noch wirksamer geschrieben hätte, wenn er seine eigne Persönlichkeit noch mehr hätte zurücktreten lassen. Indessen hängen diese Eigentümlichkeiten wohl gerade mit besondern Vorzügen seiner Darstellung zusammen, nämlich damit, daß er mit seinem eignen Ich ganz und gar für seine Sache eintreten möchte, daß er mit dem Hinweis auf seine eigne Erfahrung sein gutes Recht zur offnen Kritik begründen und stützen, daß er nach keiner Seite hin unnötigerweise wehthun will. Mit aller Offenheit und Deutlichkeit der Vorwürfe verbindet sich doch überall Zartheit und Vorsicht, mit energischen Forderungen der Sinnesänderung der Ausdruck zuversichtlicher Hoffnung und der Sinn des Friedens.

Es ist gewiß der richtige Ausgangspunkt für alle derartigen Verhandlungen, wenn zuerst nach dem Zweck und Ziel aller kirchlichen Unterweisung gefragt und dieses Ziel nie außer acht gelassen wird. Mit Recht wird von Schnedermann die kirchliche, religiös-sittliche Mündigkeit oder Selbständigkeit als das allen Evangelischen erstrebenswerte Ziel bezeichnet. Auch die Betonung der wichtigsten sittlichen Grundsätze und Regeln, die bei kirchlichen Erörterungen innegehalten werden müssen, ist gesund, zweckmäßig und willkommen. Nur auf solchem Wege kann eine fruchtbare Auseinandersetzung und eine wirkliche Verständigung angebahnt werden. Es ist merkwürdig und erfreulich zugleich, wie verhältnismäßig leicht eine Einigung verschiedner Standpunkte über praktische kirchliche Dinge erreicht wird, sobald man nur auf allen Seiten die Machtfrage und die leidige Kirchenpolitik aus dem Spiele läßt und vielmehr die kirchlichen Fragen als Fragen der rechten sittlich-religiösen Volkspädagogik mit dem Bewußtsein der eignen Verantwortlichkeit behandelt. Darum können wir nur von Herzen wünschen, daß Schnedermanns Darlegungen tiefen Eindruck machen und vielen, gesegneten Erfolg haben. Um aber unsern Lesern Lust zu machen, selbst die Schnedermannsche Broschüre zu lesen, geben wir hier noch einige charakteristische Proben:

Aber die Kirche scheint nur zu oft nicht in der Lage, die rechte Anleitung, die rechte „Unterweisung" inmitten dieser verwirrenden Eindrücke zu geben. Sie spricht durch ihre Diener und Boten viel, vielleicht zu viel — aber vielleicht (multa non multum) nicht immer das Rechte. Vielleicht verteidigt sie, vielleicht greift sie an, wo sie vornehm schweigen, vielleicht verhandelt sie, wo sie lächelnd abwehren sollte. Vor allem ist sie nur zu oft zu sehr Partei für diese oder jene menschliche Auffassung, statt den Gott der Wahrheit seine Sache selbst führen zu lassen . . . (S. 10)

Ist aber die gesamte gegenwärtige Lehrweise mit dem Zeichen einer gewissen Unmündigkeit behaftet, so gilt es dennoch für den Einzelnen, nicht die Hände mit wohlfeiler Abwälzung der Schuld und Verantwortung auf die Gesamtheit in den Schoß zu legen, sondern ein Jeder an seinem Teil muß in Gebet und Arbeit auf Abstellung der Not — denn eine solche ist es — sinnen und dringen. Nicht zuletzt und in einem ganz besondern Sinne gilt aber das Gesagte von denen, die im Verlaufe der letzten Jahrzehnte Vertreter einer bewußt und willentlich „kirchlichen" Theologie und Richtung gewesen sind und noch sind. Der Verfasser dieses Aufsatzes hatte die Freude und Ehre, ihnen beigesellt zu sein als ihr dankbarer Schüler und Freund und auch Mitarbeiter zu sein an seinem bescheidnen Teil und möchte gern die Treue halten. Aber solches Treueverhältnis erfordert Gegenseitigkeit. Diese Richtung verdient ja ihren Namen nicht und wäre nicht, was sie sein will — und Mancher, der sich zu ihr bekennt, mags auch nicht sein —, wenn sie die Gefahr und die Mangelhaftigkeit auf die Dauer sich verhehlen wollte, die ihre Stellung in der schlechten Wirklichkeit mit sich bringt. Sie hat schonen, pflegen, hüten, verteidigen, bauen wollen und hat das treulich gethan, hat aber doch daneben auch nur zu oft falsch beruhigt, vertuscht, verkleistert, bevormundet und in diesem Betracht oft mehr geschadet als genützt. Will sie sein und bleiben, was sie ist, so wird sie lernen müssen, kraftvoller „abthun, was kindisch ist." Wollte sie das nicht, so würde sie über kurz oder lang eine Stellung einnehmen müssen, die derjenigen der Pharisäer oder der Römlinge ähnlich wäre; — kirchlich aber im Sinne Dr. Luthers wär das nicht mehr. (S. 11)

In der That wird sie [d. h. die Kirche] auf die Dauer nicht in Zweifel sein können, daß sie in den letztvergangenen Zeiten — man lasse deren Anfang hier einmal zunächst unbestimmt, um unnötige Zwiespältigkeiten zu vermeiden — aus lauter Liebe und Fürsorge für ihre Glieder und Pflegebefohlnen einen Fehler begangen haben könnte, indem sie im Eifer des Verteidigens gegen umstürzenden Unglauben und des treuen Festhaltens am guten Alten leichtlich das Recht des Neuen und damit den guten Willen manches Neuerers und jedenfalls den Wahrheitssinn und selbst die Glaubenswilligkeit der Fragenden unterschätzt hätte. Sie hätte in diesem Falle etwa Verweis und Schelte, wo nicht gar Schläge ausgeteilt, wo sie hätte zusprechen, ermahnen, vielleicht sogar anerkennen und loben, jedenfalls selbst eifriger mit arbeiten und suchen sollen, und hätte auf der andern Seite gelobt und gestreichelt, wo sie hätte schelten und zur Arbeit anfeuern sollen, und das Alles etwa, weil sie Gottes Sache hätte eigenwillig führen wollen, statt Gott den Herrn selbst seines Reiches walten zu lassen . . . Thut sie das mit zitterndem Gehorsam [d. h. ändert sie diese ihre Praxis], so wird sich doch ihr Schrecken alsbald in Freude verwandeln (wie bei den Christen in Jerusalem nach Apostelgeschichte 11, 18), wenn sie wahrnimmt, daß der Gott, dem sie dient, vielleicht ungezählte Verehrer hat, da, wo sie vermöge ihrer ängstlichen Befangenheit nur Feinde sah, und wenn sie erkennt, was für ein gewaltig weiter Ausblick sich eröffnet, wenn sie den Zeichen der Zeit und der Geschichte mit kühnerm Fluge Rechnung trägt. (S. 17 f.)

Hier wie dort, d. h. bei den Vertretern der überlieferten wie bei denen der neuern Theologie, ist Irren menschlich, aber im Irrtum verharren wollen ungehörig. Sodann aber sollten die Freunde der ältern Weise, d. h. der traditionellen Kirchlichkeit — sie gerade bedürfen hier besonderer Zusprache — nicht verkennen, daß ihre Anschauung — wenn wir sie soeben einigermaßen richtig wiedergaben — an beträchtlichen Schwächen leidet. Sind sie doch dabei Ankläger und Richter in einer Person und tragen im eignen Auge den Splitter, den sie bei dem Nächsten sehen. Ihr Eindruck von dem Sein der neuern Theologie gilt ihnen ohne weiteres als der richtige, auch ohne Beweis (vgl. Joh. 7, 51). Sie bekämpfen dabei einen Teil der neuern Theologie und verwerfen darüber unbesehen oft die gesamte Theologie, obwohl sie selbst für eine Theologie einstehn, nur eben für eine solche vergangner Jahrhunderte oder Jahrzehnte . . . (S. 22 f.)

Wie tief auch von alters her oder neuerdings der Riß sei zwischen diesem oder jenem Teil und Heerlager in der Kirche, wie groß die gegenseitige Entrüstung, wie heftig die Worte der Streitenden, wie beleidigend oft die Rabies theologorum: die Kirche selbst, als Einheit gefaßt, hat dennoch je und je Raum gehabt für allen Widerstreit, solange die Streitenden im tiefsten Innern sich von ihr nicht lösten. (S. 25)

Die Kirche muß unzweifelhaft ihre Unterweisung nach ihrer eignen, der gegenwärtigen theologischen Erkenntnis neu gestalten, sodaß ihre Unterweisung ihrer eignen Einsicht in das Wesen des christlichen Glaubens und ihrer eignen jetzigen Erkenntnis von heiliger Schrift und Geschichte besser entspreche. Denn sie arbeitet jetzt auf Schritt und Tritt mit Formen und Formeln, die der Erkenntnis vergangner Jahrhunderte entstammen, ohne jetzt neu erworben zu werden. Das aber ist ihrer unwürdig. Die Propheten und Apostel ihrer Unterweisung leben nicht recht, der Heiland ihrer Unterweisung ist nicht ganz derjenige der Heiligen Schrift und Geschichte, die Bibel und die Bekenntnisschriften ihres Unterrichts sind vielfach unverstandne Gesetzbücher, die beim Lehren verwendete Inspirationsanschauung entspricht einer Verirrung vergangner Zeiten. Vielleicht ist nun auch ihr Gott nicht ganz der Lebendige und Wahre? Kurz, die Wasser der kirchlichen Unterweisung sind vom Stehen trüb und matt geworden. Gedächtniskram überwuchert oft das Fragen des Herzens und Gewissens. An Stelle der Freimütigkeit der Alten ist Zaghaftigkeit, Ungewißheit und Unlust einerseits, Gewohnheitsliebe und Herrschgewalt andrerseits getreten. . . . (S. 38 f.)

Weiter hat bis in die Gegenwart herein der Betrieb der Glaubenslehre sich vielfach so vollzogen, daß der ehrwürdige Lehrer vielmehr gleich einem Bischofe ex cathedra verkündigte, was zu glauben sei, als daß er seine Hörer zu selbständiger Ableitung der Glaubenswahrheiten aus den gegebnen Quellen und der eignen Erfahrung anleitete. Kein Wunder, wenn das durch eine solche Schule gegangne Geschlecht kirchlicher Lehrer freudlos ist zu selbständigem Denken über Glaubens-

sachen; kein Wunder, wenn die von solchen Lehrern geleitete Gemeinde der vollen Mündigkeit in beängstigendem Maße entbehrt; kein Wunder, wenn jetzt selbst an der Hochschule die studirende Jugend sich in Bezug auf die Behandlung dieses Arbeitsgebietes sonderlich unlustig und ungeschickt anstellt. . . . (S. 54 f.)

Die kirchliche Unterweisung muß, kurz gesagt, mehr biblisch und mehr geschichtlich, zugleich aber einfältiger und innerlicher werden, welche letztere Doppelforderung der wissenschaftlichen Forderung größerer Berücksichtigung psychologischer Wahrheiten entspricht. Wie ganz wäre das im Geiste des Evangeliums und der Heiligen Schrift, wie durchaus im Sinne der Kirche, sonderlich der Kirche der Wittenbergisch-deutschen Reformation! „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen!" (S. 39)

Bornemann

Siebenbürgisches

3. Kirchenvisitation in Reußdörfchen

Es hätte auch allgemeiner mögen geschrieben werden: Eine Kirchenvisitation in Siebenbürgen auf dem Lande. Allein vielleicht weist es sich doch als richtig aus, wenn wir die Ueberschrift beibehalten, wie sie die Kirchlichen Blätter aus der evangelischen Landeskirche in den siebenbürgischen Landesteilen Ungarns über dem Bericht trugen, den wir verkürzt hier wiedergeben.

Am ersten Tage war Schulprüfung, die gut ablief; auch wurden die Kirchenrechnungen richtig befunden. Der folgende Tag war ein Sonntag. Er führte die Visitatoren in die alte ehrwürdige Kirche, die von der Gemeinde überaus zahlreich besucht war. Die Gemeindeglieder bieten das Bild einer echt sächsisch-deutschen, aber armen Gemeinde, die Männer sämtlich in Pelzen, die Frauen in gereihten schwarzen Mänteln und weißen Kopftüchern, die jungen gebockelt, die Mägde endlich mit den Borten und bunten Bändern geschmückt.

Die Orgel ist sehr verstimmt, aber der Gesang kräftig ohne Schnörkel, die Predigt nach Inhalt und Form „sehr anständig" und erbaulich. Nach beendigtem Gottesdienst lassen sich geistlicher und weltlicher Kommissar über den Befund in der Gemeinde aus.

In dieser Gemeinde hatte über zwei Menschenalter der Vorgänger des jetzigen Pfarrers amtirt. Der alte Herr, „Gott hab ihn selig," war mit Allem zufrieden. Schließlich fanden sich in der an fünfhundert Seelen zählenden Gemeinde nur drei Greise als nicht von ihm getauft. Dann zwei Lehrer; der eine völlig unqualifizirt — er konnte nicht einmal die Druckschrift fließend lesen, deutsch sprach er schlechter als irgend ein Bauer einer rein sächsischen Gemeinde. Der andre, vielgereist, war auf seinen Irrfahrten leider nach Reußdörfchen gelangt, wo er machte, was er wollte, sich weder um Vorschrift noch Gesetz kümmerte, bis er schließlich, aber zu spät, weichen mußte. Mit diesen Lehrkräften ist die Gemeinde, die sich nach Deutschsein sehnt, im Romänischen stecken geblieben.

Die Schule wurde in der Mitte durch zwei, von außen aber durch vier Balken gehalten. Und dem entsprach das Innere:

In einer Ecke waren drei Schulbänke, in denen über fünfzig Schulkinder Platz haben mußten, gegenüber ein Schrank (mehr einer Kiste ähnlich) und der Speisetisch, in der dritten Ecke befand sich ein großes Familienbett, auf dem sich während des Unterrichtes drei Kinder in ihrer Weise unterhielten, und in der vierten Ecke endlich kochte die Frau Kantorin, was zur Erhaltung des anspruchslosen Lebens nötig war. Falls die Thür nicht geschlossen war, kamen auch noch Schweinchen, Hühner, Enten, Gänse u. s. w. hinein, um etwa Begehrenswertes zu erhaschen. Die ganze Familie, auch noch die Schuljugend in einem Raume!

Das Pfarrhaus droht einzustürzen, auf dem Friedhof sieht es übel aus: eigentlich werden die Toten auf freiem Felde beerdigt. In der Kirche steht es nicht besser.

Da finden sich Bänke, die jedesmal, wenn sich Jemand niedersetzte, ganz besondres Geräusch machten, ja oft brachen sie mitten im Gottesdienst zusammen, und nun wurden sie mit Ziegelsteinen und Holzblöcken gestützt, und eine Zeit lang thaten sie wieder ihren Dienst.

Jetzt fehlen der Gemeinde beide Lehrer; der neue Pfarrer hat sich, wie viel beschäftigt er sonst sein mag, noch dreißig Schulkinder (bei fast hundert Kindern) aufbürden müssen. Aber seinem Eifer ist es gelungen, an die Stelle des alten schlechten ein neues, freundliches, großes Schulgebäude zu setzen, in der Kirche neue sichere Bänke zu erstellen, auch wirtschaftlich in der Gemeinde förderlichen Einfluß zu gewinnen.

Gleichwohl bedürfte es hier doch gewiß dringend eines

tüchtigen Lehrers, und unaufschiebbar steht vor der armen Gemeinde, die zum Schulbau schon so große Opfer hat bringen müssen, der Neubau des Pfarrhauses und der Wirtschaftsgebäude auf dem Pfarrhof, die Reparatur der Orgel und die Erneuerung der Kirche, nicht zuletzt auch die Umfriedung des Schul- ebenso wie des Friedhofs. Das Alles übersteigt bei weitem die Leistungsfähigkeit der Dorfinsassen:

Daß die arme, sonst strebsame und moralisch sehr gebesserte Gemeinde aus eigner Kraft niemals zum erwünschten Ziele gelangen kann, ist außer allem Zweifel.

Um so gerechtfertigter ist also die Bitte an alle edeln Wohlthäter, ein Geringes beizutragen, die Not dieser armen Gemeinde zu lindern, die das dringende Verlangen im Herzen trägt, nicht nur ganz deutsch zu werden, sondern auch bestrebt ist, ein immer würdigeres Glied zu werden der großen über die ganze Welt verbreiteten evangelischen Kirche. Bis dat, qui cito dat!*) Darum auf, ihr Glaubensgenossen! Beweiset durch die That, daß ihr auch evangelische Brüder seid, die in christlichem Sinne den Bedrückten beistehen. Die Redaktion dieses Blattes wird gern bereit sein, jede empfangne Gabe zu bestätigen und seiner Bestimmung zuzuführen.

So die Hermannstädter Kirchlichen Blätter.

4. Unpolitisches und Platonisches

Die politische Presse hat in jüngster Zeit nur zu oft auch von Siebenbürgen schreiben müssen aus Anlaß aller möglichen Gesetze, die letzter Hand die Entnationalisirung des Sachsenstammes zum Ziel haben. Besonders ist in dieser Richtung das Gesetz über die Ortsnamen auffällig geworden. Soll es doch fortan nicht mehr Hermannstadt und Kronstadt, sondern nur noch Nagy-Szeben und Brassó u. s. w. heißen! Das Konsistorium der evangelischen Landeskirche in Siebenbürgen, das darin vornehmlich einen gefährlichen Eingriff auch in seine konfessionellen Schulen (Lehrbücher) befürchten mußte, hatte sich im November v. J. an das königliche Gesamtministerium gewendet. Es hat ausgeführt:

Nie ist bis zum heutigen Tage die Entdeckung gemacht, daß die altehrwürdigen Namen ihrer Gemeinden ein Hindernis seien für eine gerechte und gedeihliche Staatsverwaltung. . . In Ungarn und ganz besonders in dem seit 1867 mit diesem nach anderthalbhundertjähriger Trennung wieder vereinigten Siebenbürgen haben bis zur Gegenwart friedlich nebeneinander für denselben Ort je nach der Muttersprache der Bevölkerung verschiedne Namen bestanden, und man hat es von seiten der Staatsregierung in allen Perioden der wechselvollen Geschichte dieser Länder noch niemals für ein so brennendes Bedürfnis der Verwaltung gehalten, auch in dieser Hinsicht eine Einförmigkeit herzustellen, daß man zu diesem Zwecke die Gesetzgebung in Anspruch genommen hätte. Auch sonst wenig liberale Zeitalter forderten vielmehr von den Beamten, daß sie mit Hilfe der von der Regierung veröffentlichten zwei- bis dreisprachigen Ortsverzeichnisse vor Irrungen sich bewahrten, als daß sie den Staatsbürgern zugemutet hätten, ihr Gedächtnis auszulöschen und das kostbarste Erbe der Väter, den nur wenn er in der Muttersprache bezeichnet wird, ehrwürdigen und süßen Namen der Heimat zu vergessen oder in weitestem Kreise bei sonstiger Strafe nicht zu gebrauchen.

Nur zu einer Klarstellung wird dies hier zur Sprache gebracht. Auch Wohlmeinende kommen wohl auf den irrigen Gedanken, als entspreche die Stellung der siebenbürgischen Sachsen zu Ungarn oder zum habsburgischen Herrscherhause der Stellung der Polen zu Preußen und Deutschland, sodaß etwa der Reichsdeutsche am Sachsen eben das lobe, was er am Polen bekämpfe, und dem Magyaren verarge, was er doch selbst wünsche und erstrebe. Ungefähr so hat es auch der Obergymnasialprofessor Josef Schrödl in einer mit dem Milleniumspreise von der „Luthergesellschaft" in Ungarn gekrönten Preisschrift: „Die Einwirkung des ungarländischen Protestantismus auf die Entwicklung des magyarisch-nationalen Geistes" sich zurechtgelegt. Er setzt auseinander:

Die Sachsen, vordem die gehätschelten Lieblinge der regierenden Macht, haben nach 1867 das Liebäugeln mit Deutschland begonnen — das von einem nicht deutlich sehenden Bruchteil des deutschen Protestantismus auch lebhafte Erwiderung fand. Die Deutschen aber könnten sich bezüglich der richtigen Beurteilung der Verhältnisse sehr leicht einen Gesichtspunkt schaffen. Dort ist Elsaß-Lothringen, ihre von den Franzosen zurückeroberte Provinz, dessen Einwohner französirte Deutsche sind und der französischen Nation gegenüber faktisch eine sehr starke Sympathie bekunden. Wie empfindsam ist der Deutsche, wenn das Elsasser, franzosenfreundliche Gefühl von der französischen Nation genährt wird! Der Magyare hätte viel mehr Grund, über das sächsisch-deutsche Lieb-

*) Doppelt giebt, wer schnell giebt. D H

äugeln böse zu sein, als die Deutschen über das elsaß-französische Sympathisiren. . . .

Mit Verlaub, gerade hier tritt nun die völlige Verkehrung der Gesichtspunkte deutlich zu Tage.

In Deutschland wird Niemand es den Polen verargen, wenn er Freude hat an seiner Muttersprache — schon der alte Klopstock hat die Deutschen mit gutem Grunde „nur allzu gerecht“ genannt —, wir würden uns aller guten Eigenschaften des Polen freuen, seiner Ritterlichkeit, gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit, seiner Tapferkeit. Wir haben gerade in Deutschland nur zu oft das Lied vom tapfern Lagienka und dergleichen gesungen. Nur eins wünschen wir von ihm, daß er sich, sofern er preußischer Unterthan und deutscher Reichsbürger ist, rückhaltlos an unser Vaterland, an unser hohenzollersches Herrscherhaus anschließe und die damit gegebnen Bedingungen erfülle, und nur wo und indem hier Grund zu Mißtrauen vorliegt, erwächst die Notwendigkeit zwangsweiser Germanisirung. Oder um bei dem Beispiel des Herrn Schrödl zu bleiben: wir Deutsche freuen uns gern aller guten Eigenschaften der Franzosen, lernen, soweit wir zu den „Gebildeten“ uns rechnen, alle Französisch, möchten, daß unsre Gelehrten die Feinheit französischer Form für ihre Arbeiten fänden — hätten nichts, gar nichts dawider, wenn die Elsaß-Lothringer alles Gute von Frankreich pflegen und beibehalten — nur daß ihr Herz und ihr Arm bei Deutschland sei; — aber das können wir nicht leiden, daß sie für Frankreich optiren, über die Grenze gehen, ihre Kinder in Abneigung gegen Deutschland erziehen, vielleicht gar Hochverrat und Spionage treiben, im Reichstag sitzen, um das Reich zu zerstören und in einem Kriege als Feinde gegen uns auftreten!

Eben das steht nun in Siebenbürgen ganz anders. Die Treue der Sachsen gegen ihren König ist unzweifelhaft und kann gar nicht bestritten werden. Es ist ein Wort des Königs von Ungarn an einen sächsischen Abgeordneten: „Die Siebenbürger Sachsen müssen erhalten bleiben!“ *)

Diese Siebenbürger Sachsen sind uns Deutschen stammverwandt. Und die wechselseitige Beziehung kann immer nur die verwandtschaftliche, unsre Liebe wenigstens politisch nur eine „platonische“ sein. Es ist genau so wie mit den deutschen Balten in Rußlands Ostseeprovinzen. Wir wissen, daß diese so wenig wie jene jemals zu Deutschland gehören können. Nur da, wo wir etwa armen Glaubensgenossen Hilfe in kirchlicher Beziehung angedeihen lassen, also auf einem gänzlich unpolitischen Gebiet, soll unsre Liebe in Siebenbürgen sich nicht als „platonische,“ sondern als christliche, d. h. thätige, wirksam erweisen. Im Völkerkampfe aber wissen wir, daß der Siebenbürger Sachse Schulter an Schulter mit dem Honved, der Balte mit dem Moskowiter steht, treu der eine dem habsburgischen Monarchen, der andre dem Zaren. Doch meinen wir, daß es loyal ist auch gegen die Stephanskrone, wenn wir die Hoffnung teilen, die Adolf Schullerus beim Philologenkongreß in Leipzig am 3. Oktober vorigen Jahres in seinem Vortrage über die siebenbürgisch-sächsische Litteratur hinsichtlich seines Vaterlandes aussprach: „Hier stirbt der Deutsche nicht!“

Das sei auch unser nachträglicher Glückwunsch zur Enthüllung des Honterus-Standbildes und zu den Sachsenfesten des Augusts.

Hermens

Verschiedenes

Reisebriefe aus Palästina von H. von Soden. Berlin, Julius Springer. 216 S. Gebunden 3 Mk.

Ich eile unsern Lesern dies Buch warm zu empfehlen. Zu diesem Zweck unterbreche ich nicht ohne Opfer die Lektüre, nachdem ich eben bis zur Hälfte gekommen bin. Das Buch erscheint sehr zur rechten Zeit, und ich möchte unsern Lesern gegenüber nichts versäumen. Unser Kaiser und unsre Kaiserin wollen nach dem heiligen Lande, Mancher denkt mit ihnen zugleich dort zu weilen, daheim aber werden die Blicke wie noch nie gen Osten gerichtet sein. Da kommt das Sodensche Buch eben recht, für die Reisenden, sich auf die Fahrt innerlich zu rüsten, für die Daheimbleibenden, sich darüber zu trösten, daß sie nicht auch mit können. Gerade eine so ruhig und tief genossene Palästinareise, wie die des Verfassers, giebt einen guten Untergrund für das, was die Kaiserfahrt den Mitziehenden und durch die Zeitungen den Zurückbleibenden bringen wird.

Soden ist mit zwei jüngern Theologen Studien halber nach Jerusalem gegangen. Er hat sich für die Hauptstätten einigermaßen Zeit nehmen können. Gründliche Kenntnisse brachte der Professor mit, ein feines gesteigertes Empfinden der Mensch. Was nun das Buch bietet, sind die Reisebriefe an die Familie daheim. Aber obwohl nicht an die Oeffentlichkeit ist von vorn herein sichtlich an einen größern Familienkreis gedacht. So laufen zwar einige kurze Briefe unter, die flüchtig hingeworfen kaum einen andern Dienst thun, als den Zusammenhang wahren. Dafür aber finden sich in andern gründliche Schilderungen, zum teil Meisterstücke der Wiedergabe des Gesehenen, Erlebten, tief Empfundnen. Gerade in der ästhetischen Bewältigung des Erfahrnen liegt der oberste intime Reiz des Buches. Das religiöse Interesse tritt wohlthuend in die zweite Linie, nicht weil es das minderwertige, sondern weil es das tiefere ist und sich nicht so aufdrängen mag. Völlig vermieden aber ist mit voller Absicht das Wallfahrtsmäßige, das allen Orten nachläuft, die eine thörichte Ueberlieferung oder modernes Geschäftsinteresse oder der Bädeker namhaft macht. „Es gilt nicht heilige Sehenswürdigkeiten sich anzusehen, sondern jene in der Zeit vollzogne ewige Geschichte an deren Schauplatz unmittelbarer zu erleben.“

Wundervoll lebendig und farbig ist gleich der erste Brief aus Kairo. Von spätern Schönheiten erwähne ich nur die Schilderung der Omarmoschee, den Ritt ans Tote Meer, den bunten Wechsel dieses Karfreitags mit der muhammedanischen Feier am Mosesgrabe. Interessant sind die Mitteilungen über griechisches Kirchenwesen und Geistlichkeit.

In Brumana lernte Soden einen der abessynischen Missionare kennen, die einst König Theodor gefangen hielt, Saalmüller aus Sachsen-Meiningen; er führt einen Gasthof dort. In unserm Blatte haben wir wiederholt eines andern von jenen Missionaren gedacht, des Schweizers Waldmeier, ebenfalls in Brumana, und seines Wirkens für ein erstes Irrenhaus im Orient: wir hätten lieber von dessen Unternehmungen etwas gehört.*) Künftige Geschichtsforscher werden die Existenz zweier abessynischer Missionare an demselben Libanon, Saalmüller und Waldmeier, bestreiten und aus ihnen eine Person machen. Vielleicht berichtet uns Herr von Soden gelegentlich, wie sich diese beiden Männer zusammen vertragen und zu einander verhalten. — — Inzwischen konnte ich das Buch zu Ende lesen. Ich habe großen Genuß davon gehabt. Sehr fein und fördernd war mir die Schlußbetrachtung über Palästina.

R

Feste und Versammlungen. Im September und Oktober finden allerlei Feste und Versammlungen statt, die unsre Leser mehr oder minder interessiren. Am 13. und 14. September tagen in Uchtspringe, in der Altmark, die deutschen Irrenseelsorger. Anmeldungen sind an den dortigen Anstaltsgeistlichen Pastor Karig zu richten. Gleichzeitig findet die Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins statt, vom 12. bis 16. September, in Ulm. Vgl. die Tagesordnung in Nr. 34 d. Bl. Am 21. folgt das Jubelfest der Innern Mission in Wittenberg: vgl. Nr. 31; und gleichzeitig vom 20. bis 22. die Jahresversammlung des Allgemeinen Evangelisch-protestantischen Missionsvereins in Frankfurt a. M., vgl. ebenfalls Nr. 31. Vom 25. bis 28. September wird in Darmstadt der dritte nationalsoziale Delegirtentag abgehalten. Vom 3. bis 6. Oktober tagt mit sehr reichhaltigem Programm, auf das wir ausdrücklich aufmerksam machen (vgl. Nr. 35), in Magdeburg der Evangelische Bund. Mit Rücksicht auf diesen Bundestag sind die Freunde der Christlichen Welt auf den 6. und 7. Oktober nach Eisenach geladen. Zwar findet am Vormittag des 6. noch in Magdeburg eine geschlossene Mitgliederversammlung statt, deren Dauer bis 11 Uhr angesetzt ist. Aber unsre Eisenacher Versammlung beginnt erst abends um 6 Uhr, so daß, wer — nach jetzigem Fahrplan — Magdeburg 1^{20} verläßt und (über Halle—Corbetha) 7^{26} in Eisenach ankommt, dieser Abendversammlung noch zum guten Teil wird beiwohnen können; zieht er es dagegen vor, den Donnerstag noch in Magdeburg zuzubringen, so wird er zu unsern Hauptverhandlungen am 7. unter allen Umständen noch zurechtkommen. Die Wahrscheinlichkeit, daß unsre Freunde so beide Tagungen mitmachen, schien uns jedenfalls größer, als wenn wir unsre Eisenacher Zusammenkunft auf den 10. und 11. Oktober verschoben hätten, denn sehr Wenige nur können in zwei aufeinanderfolgenden Wochen zwei so große Reisen machen.

R

---

*) Marcks, Kaiser Wilhelm I., S. 337, erinnert an die von Louis Schneider aufgezeichneten Worte Kaiser Wilhelms I.: „Ich habe es dem Kaiser Franz Josef in Ischl wohl gesagt, er möge seine deutschen Unterthanen gut behandeln, weil sie immer die treusten gewesen sind, und er hat es mir auch versprochen.“ Am 20. Juni durfte Bischof D. Müller dem Kaiser zu Wien im Auftrage des Landeskonsistoriums das neue Gesangbuch überreichen. Der Kaiser erwiderte: „Ich kenne Ihre Treue und versichere Sie meines Schutzes“ und der Bischof schloß mit den Worten: „Unsere Antwort darauf ist das Gelöbnis der Treue, in der wir unsere größte Ehre suchen.“ (Kirchl. Blätter aus der evangelischen Landeskirche A. B. in den siebenbürgischen Landesteilen Ungarns.)

*) Vgl. besonders Jahrgang 1896, Nr. 32. 1898, Nr. 31. Waldmeier war, als Soden Brumana besuchte, in Europa und Nordamerika, Hilfe für sein Werk suchend.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungen

Eisenach! Donnerstag den 6. Oktober abends 6 Uhr Vorversammlung: „Die Christliche Welt inmitten der heutigen kirchlichen und theologischen Lage." Freitag den 7. früh 9 Uhr Hauptverhandlung über „Das Evangelium der Reformation und die Gegenwart." Referent Professor Loofs. Beide Versammlungen im Gewerbehause, nahe dem Theater. Am Nachmittag des 6. (und 7.) Zusammentreffen auf der Wartburg.

Stade: Dienstag den 20. September vormittags 11 Uhr Gasthaus zum Kyffhäuser in Campe, Vorort von Stade: 1. Der christliche Vorsehungsglaube; 2. Die Schulbibel.

Gesucht nach Frankfurt a. Main zum 1. Oktober ein **charakterfester cand. theol.** oder **min.**, der fähig ist, einen Obersekundaner (Gymnasium) in allen Fächern weiter zu unterrichten. Vorzügliche Empfehlungen Bedingung. Meldungen unter Angabe der Ansprüche erbeten an die Exped. d. Christl. Welt unter **A. 107.**

Für meine 12jährige Tochter suche ich, am liebsten in einer Pastorenfamilie mit annähernd gleichaltrigen Kindern, einen **gesunden Landaufenthalt** nebst **Unterricht in Elementarfächern.**

Prof. Dr. R. van der Borght, Aachen.

Verlag von Fr. Richter, Leipzig.

Von Pfarrer **Dr. H. Seyfarth**-Herbsleben i./Thür. erschienen:

Werberufe für die Arbeit der inneren Mission.

Preis 1,20 Mk.

Hinter eisernen Gittern.

Ein Blick in die Verbrecherwelt. Preis 2 Mk.

Beide Werke von der gesamten christlichen Presse aufs wärmste empfohlen. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Besprochen in Nr. 35 der Christlichen Welt

v. d. Heydt J. D., Pfarrer, Der Religions-Unterricht in Schule und Kirche.

Ein Beitrag zur Reform desselben. Preis brosch. Mk. 1.40.

„In die Erziehungsarbeit teilen sich Schule und Kirche. Der „Erfolg ist für beide nur dann verbürgt, wenn die eine nicht hemmend „und verwirrend in die Arbeit der andern eingreift. Die Schule über„nimmt den Unterricht in der Bibelkunde, in der biblischen Geschichte „und Kirchengeschichte, die Kirche den Unterricht in der Lehre und „im Kultus."

Verlag von E. F. Thienemann in Gotha.

Hammond

weitaus beste Schnellschreibmaschine

Das neueste Modell 2

vereinigt alle Vorzüge der besten Maschinen.

Sofort sichtbare Schrift; auswechselbare Typen, autom. Abdruck, kürzester Tastenniederdruck, daher **grösste** Schnelligkeit (Record 12 Buchstaben pro Sekunde), bequemste und weitgehendste Anwendung. Grösste Dauerhaftigkeit etc. Pennsylvania-Eisenbahn-Ges. 500 Maschinen. Chicago-Unterrichts-Behörde 100. Fr. Krupp, Essen, 60. Prag. Eisen-Ind.-Ges. 100. Preise 450, 350 Mk.

Prospekte etc. durch

F. Schrey, Berlin SW. 19 u. Wien II, Ob. Donaustr. 9.

Ich habe eine Schreibmaschine „System Hammond" von F. Schrey, durch dessen Vertreter, Herrn Erh. Koeberle in Freiburg i. B., bezogen und kann dieselbe wegen ihrer vorzüglichen Beschaffenheit und tadellosen Arbeit bestens empfehlen. *J. C. B. Mohr.*

Christliche Erziehung und gründliche Nachhilfe erhalten Gymnasiasten oder Realschüler bei einem Oberlehrer. Anfragen unter **H. O. W.** durch die Expedition dieses Blattes.

Unterrichts- und Erziehungsanstalt der evangelischen Gemeinde zu Meran in Südtirol.

Für Knaben Vorbereitung zu mittleren Klassen höherer Schulen. Für Mädchen höhere Töchterschule. Mädchenpensionat. Vortrefflicher Unterricht. Mütterliche Pflege. Gesundheitlich beste Erfolge vom Meraner Klima. Schulbeginn 15. September. Prospekte und Näheres durch Pfarrer Dr. **Selle,** Meran.

Orientreise.

40tägige Sonderfahrt

zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem,

veranstaltet von **Palmer, Kappus & Co.** in Jerusalem.

Preise von 1000 Mk. an.

Illustrirten ausführlichen Reiseplan versendet kostenlos

Bruno Hentschel in **Leipzig,** Roßstraße 9.

Familien-Pensionat.

Zur gründl. Ausb. im Haushalt u. zur Fortbild. in Wissenschaften und Musik finden noch einige j. Mädchen freundl. Aufn. Beste Ref. stehen zur Verf.

Frau Pastor Jüngst und Töchter, Bonn-Poppelsdorf.

Westdeutsche Zeitung

National. Monarchisch. Protestantisch.

Barmen-Elberfeld. Viertelj. 3,50 M.

Pianinos, von ℳ 400.— an. **Harmoniums,** von ℳ 70.— an.

Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Billige und vertrauenswürdige Bezugsquelle.

Bei Bedarf in

Cigarren u. Rauchtabaken

hält sich die

Tabak-Industrie der Berl. Stadtmission

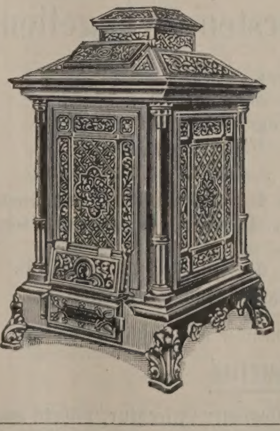
Berlin SW., Johanniterstr. 6,

bestens empfohlen und bittet um gütige Aufträge.

Illustrirte Preislisten senden gratis und franko.

Größte Auswahl in allen Preislagen.

Original Musgrave's Irische Oefen u. Luftwärmer



System langsamer Verbrennung.

Feinst regulirbare, chamotte gefütterte Cokesöfen. Heizkraft bis zu 4000 Cbm. Besonders geeignet für grosse Räume: **Bethallen, Kirchen** usw. (D. R. P. Nr. 81533.)

Kirchen-Oefen

in **einfachster** und **feinster** Ausstattung.

Cataloge, Preislisten, Zeugnisse und Voranschläge zu Diensten.

Esch & Cie.,

Fabrik Irischer Oefen, **Mannheim.**

Filiale: Esch & Cie., Frankfurt a. M.

Kaffee

rohen und gebrannten,

feine, preiswerte Qualitäten, empfiehlt u. versendet

Alfred Böhm,

Stuttgart.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Zum Gedächtnis des Fürsten Bismarck

sind soeben in meinem Verlage erschienen:

Rede

gehalten im Kollegienhause
der
Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg
am 1. August 1898
von
Professor Dr. theol. et phil. **H. Holtzmann.**

In dieser unmittelbar unter dem Eindruck des Todes Bismarcks gehaltenen Gedächtnisrede wird der große Tote geschildert „als Vorbild geistiger Arbeit, als Lehrer, der aus dem genialst geschriebenen aller Lehrbücher, dem großen Schicksalsbuch der Menschen, uns eines der ergreifendsten Kapitel vorgelesen hat, als das Phänomen einer ins Kolossale angewachsenen Kraft der Intelligenz und des Willens, als eine strahlende Erscheinung, wie sie nur selten aus der Tiefe des Weltgrundes emportauchen."

Bismarck lebt.

Gedächtnisrede

bei der allgemeinen Trauerfeier in Berlin
am 7. August 1898
gesprochen von
D. Dr. **Wilhelm Kahl.**

Die Schriftchen sind gegen Einsendung von je 23 Pf. in Briefmarken direkt von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Stadtstraße 1 zu beziehen.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Unsere eßbaren Pilze

in natürlicher Größe
dargestellt und beschrieben mit Angabe ihrer Zubereitung
von
Dr. **Julius Röll.**
Mit 15 Tafeln in Farbendruck.
Fünfte Auflage. Kartoniert M. 2.—.

„So klein und bescheiden wie das Werkchen von Dr. Röll sich vorstellt, ein so ausgezeichneter Wegweiser ist es doch. Schon darum, weil die dargestellten Pilze überall in der durchschnittlichen natürlichen Größe erscheinen und dabei in einer vollkommenen Wiedergabe."
Amtl. Schulblatt f. d. R.-B. Merseburg.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Synopse der drei ersten Evangelien.

Von
A. Huck,
Pfarrer in Postdorf bei Finstingen in Lothringen.
Zweite, durch einen Anhang vermehrte Auflage.
Lex. 8. **1898.** M. 3.—. Gebunden M. 4.—.
Der Anhang enthält:
Die alttestamentlichen Citate in der Synopse. Die johanneischen Parallelen zu der Synopse. Parallelen und Doubletten.

Albert Falkenroth, Bonn a. Rh., Martinstraße 6.
Verlag, Buch-, Kunst- u. Musikalienhandlg., Antiquariat.

Anläßlich des vom 20.—22. September hier stattfindenden

Ferienkursus

bringe ich mein großes Lager in **theologischer Litteratur, Bibeln und Gesangbüchern, Predigten, Erbauungsschriften, guten christlichen Erzählungen, religiösen Prachtwerken, Kunstblättern, Wandsprüchen, Blumenkarten** rc. rc. in empfehlende Erinnerung. Ebenso mein **Antiquariat**, das in über 1500 Bänden hauptsächlich Theologie umfaßt.

Kataloge unentgeltlich; mit Ansichtssendungen, auch nach auswärts, stehe ich gerne zu Diensten.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Bismarck

und die politischen Anschauungen in Deutschland
von 1847—1862.
Von
Dr. W. Busch,
ord. Professor der Geschichte in Tübingen.
Gr. 8. 1896. M. —.60.

Staatsminister Jolly.

Ein Lebensbild

von
Hermann Baumgarten und **Ludwig Jolly.**
weil. Professor in Straßburg. Professor in Tübingen.
Gr. 8. 1897.
Broschiert M. 4.75. Einfach gebunden M. 6.—.
Gebunden in Liebhaberband M. 8.25.

Jolly kann weder in Baden noch im Reich vergessen werden. Denn er war unter den deutschen Staatsmännern nächst **Bismarck** am bewußtesten und hingebendsten für die nationale Einigung thätig und hat sich auch um sein engeres Vaterland seltene Verdienste erworben. Sein Wirken ist eine Bewährung des **Bismarckschen** Worts, daß in der Politik der Glaube in Wahrheit Berge versetzt, und Mut und Sieg nicht im Kausalzusammenhang, sondern identisch sind.

„Wenn **Bismarck** der Schmied des Deutschen Reiches ist, so war Jolly ihm ein treuer Geselle, dessen Arbeit der des Meisters mächtig Vorschub leistete. Fast noch besser als an der Wirksamkeit des alles in seinen Bann zwingenden Genies **Bismarcks**, des Ministers eines mächtigen, sich selbst genügenden Staats, kann man das Ringen und Streben Jollys verfolgen, »quantae molis erat germanam condere gentem«, welch eine Riesenaufgabe es war, das Deutsche Reich zu gründen. Die Geschichte dieses Mannes gehört zum Interessantesten, Lehrreichsten und Erhabensten, was ein deutscher Patriot lesen kann, und man darf es mit großer Freude begrüßen, daß dem deutschen Volke eine eingehende Biographie Jollys geschenkt worden ist."
Württembergische Volkszeitung.

„Die unvergänglichen Verdienste, die Jolly sich um die nationale Einigung erworben, sind bekannt, und schon um ihretwillen wird man seine Biographie mit Interesse lesen. . . . Als dann im Jahre 1870 das Werk der Einigung gekrönt wurde, war es ihm vergönnt, in Versailles den Vertrag über den Eintritt Badens in den deutschen Bund und die Militärkonvention mit Preußen abzuschließen. Die aus dieser Zeit mitgeteilten Briefe an seine Frau bieten nicht nur eine treffliche Charakteristik der leitenden und handelnden Persönlichkeiten, insbesondere **Bismarcks**, sondern auch beachtenswerte Mitteilungen über die Ereignisse im Hauptquartier und die Verhandlungen mit den Südstaaten."
Deutsche Litteraturzeitung.

Chronik der christlichen Welt

Vierteljährlich 1.50 Mk. — Wöchentlich eine Nummer.
Postzeitungsliste Nr. 1565

Nr. 33. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus der Artikelserie „Halbheit"; Katholische Ansprüche und protestantische Nachgiebigkeit in Schleswig-Holstein — Evangelische im Auslande: Deutsche evangelische Seemannsmission in Großbritannien; Schweiz — Innere Mission: Aus dem Jahresbericht der südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission für das Jahr 1897/98; Auf der vierunddreißigsten Jahresversammlung der Konferenz zu Frankfurt a. M. — Personalien

Nr. 34. Innere Mission: Ein halbes Jahrhundert Innere Mission; Der gegenwärtige Stand des Diakonissenwerkes; Landeskirche und Freikirche in ihrer Bedeutung für christliche Volkserziehung und Innere Mission — Verschiedenes: Die Koburger Hochzeit und Rom — Vermischte Nachrichten — Personalien

Nr. 35. Evangelische im Auslande: Die Reformbewegung unter den französischen Priestern; Zentennarfeiern in der Schweiz; Die altkatholische Kirche in der Schweiz — Römische Kirche: Ueber das Recht der passiven Assistenz bei der Verheiratung der Koburger Prinzeß; Die Behandlung der Evangelischen in Westerland-Sylt; Ein Seitenstück zu den Vorgängen in Sylt — Verschiedenes: Vermischte Nachrichten aus der Innern Mission — Vermischte Nachrichten

Nr. 36. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die neunte allgemeine lutherische Konferenz; Aus Lübeck; Die Lage der Evangelischen in Westerland-Sylt; Zur Beurteilung der Philadelphiabewegung — Römische Kirche: Die Hierarchie der römischen Kirche; Zu seinem Bemühen, England für den Romanismus wieder zu gewinnen; Die neueste Encyklika des Papstes; Die Latinisirung der Unirten innerhalb der römischen Kirche — Verschiedenes — Vorlesungen — Personalien

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig